Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundvierzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1904.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
3888

010277

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

Inhalt.

Aalesund 229
s. a. Notizbuch 244, 320.
Alltagsskizzen 118
Anleihen, unsere 86
Aphorismen 426
Aera, die neuste 44
Arenberg, Prinz von s. Prinz Prosper.
Armeekleiderordnungen s. Briefkasten 130.
Bahnen, die feindlichen 204
Beatrix, Schwester 349
Bibliothek, Königliche s. Notizbuch 235
Bonaparte, Prinzessin Mathilde s. Briefkasten 127.
Börse, die, im Krieg 308
Briefkasten 127
Bülow, Reichskanzler s. Schneegespenst, s. a. Notizbuch 396, 472.
Byzantismus s. Briefkasten 130, s. a. Notizbuch 241.
Chevalier errant 370
Christus ein Germane 139
Cremer, Konsist.-Rath s. Greifswalder.
Demokratie, Industrielle 372
Dorothea 278
Ehe, s. Pathologie.
Ehebruch und Standesehre . . . 283
s. a. Notizbuch 464.
Fastenpredigt 275
Fastenzeit 346
Festreden s. Notizbuch 242.
Französische Karikaturisten s. Karikaturisten.
Freunde, die guten 118
Gebet 371
Geschichte, die, vom Gläsernen . 262
Gewalten, dunkle 194
Glück, das 120
Greifswalder, zwei 131
s. a. Notizbuch 236.
Gustav Adolf 26
Gwinner triumphans 428
Hammerstein 512
Herrschaft, die, des Unorganischen 10
Hochzeitmarsch, der 422
Hofopernhaus s. Notizbuch 237.
Ideenlehre, historische 217
Jeanne d'Arc s. Briefkasten 128.
Jesuiten und Marianer 501
Jesuitengesetz s. Notizbuch 472.
Industriekapitäne 125
Industrielle Demokratie s. Demokratie.
Intermezzo 508
Italienerin, die 29
Kamerun s. Notizbuch 238, 317, 470.
Kant s. Notizbuch 311, 390, 466.
Karikaturisten, französische . . . 110
Kaserne s. Psychologie.

Keramika 366
Kohn, Fürsterzbischof s. Notizbuch 471.
König von Serbien s. Notizbuch 89.
Krieg, der 245
s. a. Notizbuch 319.
Kriegführung, amoralische s. Notizbuch 464.
Krimmitschau 47
s. a. Notizbuch 233.
Kunst, Deutsche s. Saint Louis.
Kunst, klassische 151
Landauer, Gustav 163
Landois, Professor s. Greifswalder.
Leipzig im Weltverkehr 64
Liebe, moderne 291
Lücke, die 138
Marianer, s. Jesuiten.
Marx, Karl, als Theoretiker . . 18
Melsted, Henning von 23
Meyer, die beiden 379
Meyers 359
Militäretat, ostasiatischer s. Notizbuch 390.
Militärkritik 414
s. a. Sine ira.
Militärromane s. Notizbuch 463.
Moltke II 321
s. a. Notizbuch 395.
Moritz und Rina 473
Musik die 200
Nachtgespräch im Park von Weimar 406
Naturalienkabinet, im 496
Neujahr 1
Notizbuch . 89, 232, 311, 387, 461
Oppenheimers Marx 148
Ordensalmanach, deutscher s. Notizbuch 392.
Paradies, ist das, gefunden? . . 397
Pathologie der Ehe 186
Poesie, die, der Dinge 333
Praxis, aus ärztlicher 444
Prinz Prosper 432
s. a. Notizbuch 470.
Psychologie der Kaserne 325
Radium, das 486
Rechtssozialismus 207
Reichstag und Landtag s. Notizbuch 461.
Rina, s. Moritz.
Rußland, Japan, China s. Notizbuch 392.
Saint Louis 93
s. a. Notizbuch 240, 387.
Schlachten, zwischen den 458
Schneegespenst 169
Schönheit, unfruchtbare 452
Schweninger, s. Praxis.
Schwester Beatrix s. Beatrix.
Selbstanzeigen 40, 83, 122, 160, 201, 226, 273, 304, 344, 384, 413, 455, 505.
Sezession, Berliner 55
s. a. Saint Louis.
Sine ira et studio 100
s. a. Militärkritik.
Sozialphilosophie 420
Spitzeln, russische s. Notizbuch 240
Standesehre s. Ehebruch.
Stufenbau der Weltgeschichte . . 176
Sucher, der 146
Theaterbrand in Chicago s. Notizbuch 91.
Theaterdirektor, der Herr 337
Toleranz 253, 297
Tolstoi s. Aphorismen.
Triumphator und Marx 73
Turbine, die 165
s. a. Fastenzeit.
Unorganische s. Herrschaft.
Waldersee 435
Weltgeschichte s. Stufenbau.
Wissenschaft und Leben 78

Berlin, den 2. Januar 1904.

Neujahr.

Janus Bifrons. Seit Numa Pompilius an der Stelle, wo das Argiletum ins Forum mündet. Wehmüthige Erinnerung, denn Roms großer Historiker gehört zu den Toten des Jahres. (Kommen die Toten des Jahres morgen? Ein Drittel wahrscheinlich nur? Schön.) Auf zwei Wegen aber drängt das Bild des alten Italergottes, der noch vor Saturn und Jupiter auf dem Janikulum herrschte, sich heute ins Gedächtniß. Pathe unseres ersten Kalendermonats. Und auf allen Lippen die bange Frage, ob die Pforte des ihm geweihten Bogens offen stehen oder geschlossen sein wird. Ostasien. Krieg oder Frieden? Japan, die kühn aufstrebende Weltmacht, die lernfreudige Schülerin unserer alten Kultur, wirklich das Nippon, das Land der Licht bringenden Sonne, zum Kampfe wider moskowitische Barbarei gezwungen. Der Ländergier Rußlands genügt die Mandschurei noch nicht; auch nach Korea reckt sie die Fänge und Japan würde nicht nur für seine Großmachtstellung, sondern auch für das Völkerrecht und die Civilisation fechten, wenn es das Schwert zöge, und seinen Feldzeichen müßten, wie gegen China, die Wünsche der ganzen abendländischen Menschheit folgen. Imponderabilien freilich, deren Werth der moderne Staatsmann aber zu schätzen weiß. Doch jeder Krieg ist ein Unglück. Allzu lange schon haben frivole Hetzer von England aus mit Lügenmeldungen Handel und Wandel beunruhigt. Noch hat die Diplomatie ihr letztes Wort nicht gesprochen. Wir vertrauen auf die oft bewährte Friedensliebe des Zaren und auf die weise Mäßigung der Japaner, denen, als einem freien Volk, der Parlamentarismus Pflichten gegen die öffentliche Meinung auferlegt. Und wird dieses Vertrauen getäuscht und die Januspforte geöff-

net, so bleibt uns zum Trost das vom besten Geist Bismarcks erfüllte Wort, das unser Reichskanzler in seiner denkwürdigen Rede gegen die Sozialdemokratie sprach: ‚Wenn es einen Punkt in Ostasien — ich möchte beinahe sagen: in der Welt — giebt, wo wir nichts zu suchen haben, so ist es die Mandschurei. Wenn also der Herr Abgeordnete Bebel für die Tschungusen und Mongolen, die, wie ich glaube, die Mandschurei bewohnen, als neuer Peter von Amiens einen neuen Kreuzzug inszeniren will, so lasse ich ihn allein vorgehen. Ich bleibe zu Haus.' So lange die deutsche Politik mit solcher loyalen Besonnenheit geleitet wird, haben wir wahrlich nichts zu fürchten. Sie wars im vergangenen Jahr. Mancher Wunsch blieb unerfüllt und an mancher innerpolitischen Maßregel mußten wir vom Standpunkte des unabhängigen Bürgerthumes aus strenge Kritik üben. Um so freudiger konnten wir der auswärtigen Politik zustimmen. Noch klingt in Aller Herzen, welcher Konfession sie auch seien, die frohe Botschaft nach: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und da wir nun aus Lichtglanz und Weihnachtzauber durch den Silvesterlärm dem Posaunenfest entgegenschreiten, dürfen wir fröhlichen Sinnes einen dicken Strich unter den vollendeten Zeitabschnitt machen und rufen: Es war ein gutes Jahr, ein Jahr des Friedens, ersprießlicher Arbeit und muthigen Aufschwunges! Fast alle Zweige des vaterländischen Gewerbes in vollster Blüthe. Unser Bankwesen vom zeitgemäßen Gesetz der Konzentration auf beneidenswerthe Höhe gehoben. Die bürgerlichen Parteien zum Bewußtsein gemeinsamer Gefahr erwacht und über alle trennenden Schranken hinweg zum Zusammenschluß bereit. Der Schatten, den die Erkrankung unseres geliebten Kaisers auf das nationale Leben warf, schnell wieder geschwunden. Häßlichen Interessenkämpfen, deren Nachhall im vorigen Jahr die Festlust vergällte, ist wenigstens äußerlich Ruhe gefolgt und als ein Zeichen dafür, daß die Vernunft zurückzukehren beginnt, nehmen wir die Reform des Börsengesetzes, wenn sie auch manchem gerechten Anspruch nicht genügt. Unvollkommen ist alles Menschenwerk. An der Schwelle des neuen Jahres aber dürfen wir wünschen und, im stolzen Gefühl der eigenen Kraft, auch hoffen, daß es seinem Vorgänger gleiche, dem die Silvesterglocken ... Kinder, wo habt Ihr eigentlich dieses Gericht aufgegabelt? Das riecht ja, trotz der Bourgeoissauce, auf anderthalb Meilen nach der Offiziösenküche. Damit soll das Jahr anfangen? Dann zeichne ein Anderer die Speisenkarte. So lange ich verantwortlich bin, danke ich ergebenst für solches Menu."

„Was ist denn? Ich fand den Artikel ganz passend. Bischen viel Optimismus; ohne den gehts zu Neujahr nicht. Alte Journalistenregel: Fest-

tage nicht verekeln! Das Manuskript giebt natürlich nur ein Gerippe. Der Verfasser ist eben nicht von der Zunft. Mir scheint aber so ziemlich alles Nöthige drin. Friede, Selbstbewußtsein, Kultur, Börsengesetz. Bringen Sie Stimmung und Schwung hinein, dann kann die Sache sich sehen lassen."

„Schwung? Gesegnete Mahlzeit! Ich möchte nicht ausgelacht werden."

„Warum denn ausgelacht?"

„Weil kein Politiker mit Resten von Selbstachtung sagen kann, anno 1903 sei im Deutschen Reich irgend etwas für das Volk Nützliches geschehen. Weil gerade dieses Jahr eine so jämmerliche Unfruchtbarkeit enthüllt . . ."

„Na, na, lieber Kollege! Ganz so schlimm ist die Geschichte doch nicht. Nicht schlimmer als draußen. Gucken Sie sich gefälligst mal um, ob die Anderen im Paradies wohnen. Ueberall grauer Himmel. Selbst England . . ."

„Selbst England! Ihr Ressort ist der Schwung, die ewigen Wahrheiten und die großen Gesichtspunkte; mit Kleinigkeiten geben Sie sich nicht ab. Für Sie ist England im Niedergang. Ueberhaupt Alles im Niedergang, Alles morsch, halb verfault; kerngesund nur Germanias Heldenleib. Die Sache wills. Da Sie aber selbst das Beispiel gewählt haben, ersuche ich um flüchtige Prüfung der britischen Jahresbilanz, über die Sie sich vielleicht wundern werden. Agrarreform in Irland (würde allein ausreichen, um dem Jahr 1903 einen Ehrenplatz in Englands Geschichte zu sichern). Ein Schulgesetz, das bis über die Mittelstufe hinaus das ganze Unterrichtswesen der Grafschaft London dem County Council unterstellt. Fortschritte des Munizipalsozialismus. Kampf für den britischen Zollverein. Verständigung mit Frankreich und Italien; in beiden Ländern deutlich sichtbare Anglophilie. Ende des Alaskastreites und eine nie bisher erreichte Intimität mit d. Vereinigten Staaten. Tibet dem englischen Einfluß offen. Erhöhtes Prestige am Persischen Meer. Dazu, als reifende Frucht, Südafrika, das noch Riesenopfer fordert und ohne Krieg billiger zu haben war, aber ein zweites Indien zu werden verspricht. Schutzwälle gegen die politische Gefahr (Rußland) und die Wirthschaftkonkurrenz (Deutschland). Für den Nothfall die Möglichkeit, sich via Paris mit den Russen zu einigen. Der Niedergang, scheint mir, läßt sich noch ertragen. Dem alten Kontinent um mindestens fünfzig Jahr voraus. ‚Seine Handelsflotte streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eigenes Haus; zu des Südpols nie erblickten Sternen dringt sein rastlos ungehemmter Lauf'.. Heute noch so wahr wie an dem Tage, da Schiller das neunzehnte Säkulum grüßte. Blind bin ich nicht. Im Staat Balfours, den der Ruhm nicht

als schöpferisches Genie krönen wird, ist Vieles faul. Anderswo noch mehr. Meinetwegen. Doch überall Leben, Bewegung, Kampf um große Gegenstände. Rußland ist gewiß nicht in beneidenswerther Lage; war die Eroberung der Mandschurei denn aber eine Kleinigkeit? Sogar Oesterreich sieht am Schluß des Jahres seine Fährnisse verringert: die Thatsache, daß es gemeinsam mit dem Zarenreich in der Türkei als Vormund der Christen reden darf, sichert ihm eine werthvolle Balkanhypothek. Und wir? Können uns den Mund wischen. Vor einem Jahr redete man von Venezuela; Ergebniß: knapp auf die Kosten gekommen und Alles verloren, was durch die Umschmeichelung des guten Onkels Sam etwa gewonnen war. (Die Unsummen, die wir jetzt zur Weltmesse nach Missouri tragen, könnten wir mit dem selben Effekt ins Wasser werfen.) Italien mit England, Oesterreich mit Rußland befreundet: leise, aber fühlbare Lockerung aller Alliancen. Wir sind ‚besonnen, friedliebend, loyal'; der Kanzler bescheinigt sichs, also wirds wahr sein. Wenn wir nur was zu knabbern bekämen! Die Kolonien kümmern dahin; erinnern Sie sich noch des Getrommels für Kiautschou, Karolinen, Marianen und andere Unbeträchtlichkeit? (Unser Blatt mußte natürlich mitmachen; Ehrenpflicht und so weiter.) Jetzt soll Ostasien uns Hekuba sein. ‚In der Mandschurei haben wir nichts zu suchen.' Sehr richtig; ganz sicher nichts zu finden, sobald der Russe die Klappe zumacht. Ob unsere Exporteure aber entzückt wären, wenn ihnen durch ungünstig differenzirte Tonnengelder und Werftabgaben in Port Arthur ein Absatzgebiet gesperrt würde, in das ganz Shantung fünfmal hineinginge? Solche Proben zeigen, wies draußen steht. Und zu Haus? Zum hundertsten Mal oratorische Ueberwindung der Sozialdemokratie. Das ist kaum noch für die reifere Jugend brauchbar. Endloses Gerede über ein paar Handelsverträge. Sind wir die Einzigen, die solche Verträge schließen? Nein; aber die Einzigen, die so viel davon schwatzen, die wichtigste aller Staatsangelegenheiten darin sehen. Nichts. Auf keinem Gebiet auch nur um eine Fußbreite vorwärts. Nicht einmal ein Kampf, der Erwachsene interessirt. Immer der selbe Brei, den die Katze schon stehen läßt. Ein Jahr ist im Leben eines Volkes ja nicht viel; irgend eine Leistung aber, irgend ein Frucht versprechender Gedanke muß doch als Ertrag zurückbleiben. Woher nehmen? Wir haben Wahlen gehabt, Prozesse, Skandale, Feste, Rednereien aller Art. Doch wir haben nichts gebaut und, als Nation, keinen neuen Werth geschaffen, keinen starken Gedanken ans Licht gebracht."

„Das klingt ja wie ein Trauermarsch. Wollen Sie dieses Klagelied Jeremias vielleicht in die Neujahrsnummer bringen?"

„Ja. Es ist höchste Zeit. Ich bin fest entschlossen, den Lobgesang auf unsere Errungenschaften nicht mehr mitzusingen; um keinen Preis. Lange genug sind die Leute belogen worden. Tag vor Tag muß ihnen gesagt werden, daß nichts Nützliches geschieht, daß wir den Blick nicht, wie eitle Kinder, an fremden Mängeln weiden dürfen, sondern klaren Auges endlich die Gefahr erkennen müssen, der wir entgegenirrlichteliren."

„Glauben Sie, daß sies gern hören und uns dankbar sein werden? Daß auf diesem Weg die Abonnentenzahl des Lokalanzeigers zu erreichen ist?"

„Stadtreisende und Acquisiteure mögen danach fragen. Ich bin nicht hier, um Gimpel zu fangen. Erzählt ihnen nur, ‚wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht'! Daß die Melodie ihnen behagt, lehrt alte Erfahrung. Laßt Eure Meinung censiren, kastriren, handelt für Ueberzeugungen Nachrichten ein, — aber gebt Euch nicht für Nationalmagister, sondern sagt offen, daß Ihr Ladendiener eines Kaufmannes seid, dessen Waaren Ihr zu verhökern, dessen Winken Ihr zu gehorchen habt. Dann ist für mich hier kein Platz und ich muß versuchen, ob ich in einem unabhängigeren Blatt . . ."

„Versuchen Sies lieber nicht erst! Auch bei den Genossen müßten Sie durch die Schablone schreiben; und der Proletarier ist nicht immer ein sanfterer Herr als der Kapitalist. ‚Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang'. Und da wir gerade bei Schiller sind: Wie wärs mit einem Gläschen Silvesterpunsch? All right. Ein wahrer Segen, daß wir noch allein sind und daß ich Spaß verstehe. Ausstöhnen muß sich der Mensch; und das Schimpfen versüßt Einem das Metier, wie der Zucker den saftigen Stern der Citrone. Unabhängigkeit! Freier Ausdruck persönlicher Ueberzeugung! So habe ich auch angefangen; beinahe Jeder von uns. Kein Wunder: man ist jung, fühlt eine Armee (oder eine Million) in seiner Feder und glaubt sich zur Heilung der kranken Menschheit im Allgemeinen, des leidenden Staates im Speziellen berufen. Nach und nach wird man bescheiden und lernt richtiger sehen; auch sich selbst und sein eigenes Vermögen. Sehr schön, wenn eine starke Intelligenz, ein großes Talent sich ausspricht. Die sind aber selten. Und Organisationen, die dauern wollen, dürfen sich darauf nicht stützen. Haben Sie während der letzten Jahre mal eine Predigt gehört? Schade; doch nur für Ihr Seelenheil. Unter hundert hätte höchstens eine Ihnen gefallen. Der protestantische Prediger muß es eben in sich haben Der katholische Pfarrer braucht weder Persönlichkeit noch Ideal; er liest seine Messe und läßt den Nimbus der Kirche für sich wirken. Unnöthig, zu sagen, wer mehr Erfolg hat. Die Jugend schilt die Schablone; ohne die gehts aber

nicht, gehts nur im Genieland, in dem wir nicht Alle geboren sein können. Bei uns kommt noch etwas Anderes hinzu. Da wir schließlich erkennen müssen, daß wir nicht durch die Bank interessant genug sind, um mit dem freien Ausdruck persönlicher Ueberzeugung zu wirken — sehen Sie nur die Individualitätchen an, die sich in entlegenen Preßprovinzen heutzutage ausstammeln! —, schaaren wir uns um ein Interesse; der Noth meist wohl mehr als dem eigenen Triebe gehorchend. Dieses Interesse verkörpert sich in dem Herrn, den Ihr Zorn einen Gimpelfänger und Lügenhändler nannte. Ich liebe die Sorte nicht übermäßig und kann unter vier Augen den Protest sparen. Auch der pfiffigste Verleger ist aber nur der Exponent eines Klasseninteresses, das taugliche Werkzeuge sucht. Die sind wir. Was der Mann sonst noch macht, ob er den Leim dünn oder dick aufstreicht, ist gleichgiltig; für uns wenigstens, nicht für seine Kasse. Statt also den Genies und den stärksten Talenten ins Handwerk zu pfuschen und uns coram publico auszuleben, dienen wir dem Interesse einer zahlungfähigen Gruppe, die uns brauchbar findet. Auf diese Interessen kommts schließlich an, nicht auf die Privatmeinung des Hinz oder Kunz, der nur sein halbes Dutzend Stammtischverehrer hinter sich hat. Und nun überlegen Sie fünf Sekunden lang, was Ihre Jeremiade erreichen würde. Entweder laufen die Leute von uns weg in andere Buden, wo sie nach Wunsch bedient werden: dann ist Keinem geholfen; oder sie glauben Ihnen, daß wir in keiner guten Assiette sind. Und dann? Dann ist die Konkurrenz gezwungen, auch Trauerstoffe ins Fenster zu legen, die Kundschaft wird ängstlich, will nichts mehr ausgeben, verkauft alle nicht bombensicheren Papiere und legt das Geld auf die hohe Kante. Kurssturz, Geschäftskrisis, Bankbrüche, Betriebseinschränkungen, brotlose Arbeiter. Im Galopp kämen wir in das Jammerthal, das Sie doch meiden möchten. Nein, Herr Heißsporn: ich reite nicht mit. Wir sind nicht so blind, wie Sie glauben. Auch wir sehen die Armsäligkeit unserer Politik, stellen uns aber hübsch munter. Darin besteht jetzt die wichtigste Kunst. Wer auf dem Seil tanzt, muß stets thun, als schritte er auf gepflasterter Straße. Ballerinenlächeln. Immer günstige Wetterzeichen sehen, Aufschwünge prophezeien, an schwarzen Tagen noch die unangetastete Gesundheit des Volkskörpers, die granitenen Grundlagen der Wirthschaft loben! Sonst stürzt Alles zusammen. Deshalb scheint das Regiren heute so leicht. Deshalb giebts keine eigentliche Opposition mehr. . . Einverstanden?"

„Einverstanden. Ich bin bereit, alle Leistungen der Hochwohlweisen bis in die Puppen zu loben. Wenn mir nur schnell eine einfiele! Soll ich schreiben, das deutsche Volk dürfe mit Genugthuung auf das Jahr zurück-

blicken, das den grauen Mänteln der Offiziere Achselstücke, denen der Generale sogar rothe Aufschläge und Borten gebracht hat? Ich bin bereit."

„Die innig gesellten vier Elemente haben also die gute Laune zurückgeführt. Das ist schon Etwas. Aber es geht auf Zehn und die Entscheidung muß fallen, wenn wir nicht ohne Leitartikel erscheinen wollen ... Ich habe eine rettende Idee. Lassen Sie den Neujahrsrückblick ganz weg; der Handelsredakteur und der Plauderer bringen was Festliches. Streichen Sie aus dem Manuskript Alles, was nach der loyalen Besonnenheit kommt. Der Anfang, mit Janus, ist gut. Janus muß bleiben. Behandeln Sie nur Ostasien. Das interessirt jetzt. Wieder, wie im Burenkrieg, ein Heldenvolk, das gegen übermächtige Massen für seine Freiheit kämpft; diesmal zwar nicht unseres Stammes und Glaubens, aber von unserer Kultur beleckt. (Ein paar Worte über die preußische Verfassung, der die japanische nachgebildet ist und die allerdings eher für Ostasien als für Mitteleuropa paßt.) Wunderbare Fügung, daß Asiaten die Segnungen moderner Civilisation gegen eine europäische Großmacht verfechten müssen; doch grattez le Russe... Vielleicht können Sie einen Satz über Krimmitschau einflechten (der Uebergang ist nicht schwer: Weber, Flanell, unser Hauptexport nach Japan) und den sozialen Gedanken (ohne Rücksicht auf Konfession) feiern. Die Japaner in der Kunst. Die japanische Revolution, von einer Adelsfronde für den legitimen Herrscher gegen den Hausmeier begonnen, hat dennoch das Volk aus dem dunkelsten Mittelalter befreit und einen Feudalstaat, der seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo Marco Polo ihn fand und beschrieb, sich kaum wesentlich verändert hatte, in eine moderne Demokratie umgewandelt. Wer wollte zweifeln, auf welcher Seite die Sympathien der gebildeten Welt sind? Noch ist das Schwert nicht aus der Scheide. Wenn der Koloß mit den thönernen Füßen aber... So ungefähr wirds gehen. Dann vermeiden Sie Dinge, denen Ihre Ueberzeugung widerstrebt. Bin ich tolerant? Nur am Schluß, bitte, ein Bischen Stimmung und Schwung. Vielleicht: wie die Preußen des Ostens, so haben auch wir Alles, was wir besitzen, aus eigener Kraft erkämpft, haben wir auf nördlichem, undankbaren Boden ohne Weinstock sogar uns den Wein geschaffen. Die Silvesterglocken verhallen. Wir heben das Punschglas und rufen mit unserem Dichter:

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft."

„Reizend; noch richtiger: rührend. Kann aber auch nicht geliefert wer-

den. Von mir nicht. Erstens wäre es kein Krieg für die Freiheit, sondern einer für den Reis. Um den handelt sichs. Japan hat nicht genug Nahrung. Von 1887 bis 1900 hat die Bevölkerung um zwanzig Prozent zugenommen und die Anbaufläche ist in dem Bergland beschränkt. Auch darin ist das alte Nippon unsere Karikatur: es kann seine rasch wachsende Menschenmenge nicht ernähren und muß deshalb imperialistische Politik treiben. Formosa genügt dem Bedürfniß nicht. Der Reispreis hat sich im letzten Jahrzehnt fast verdoppelt, und wenn Japan nicht Hungersnöthe und Aufstände erleben will — daß es sogar schon Kathedersozialisten und waschechte Sozialdemokraten hat, wissen Sie wohl?'—, muß es größere Kolonien haben. Aus Korea und der Mandschurei importirt es eben so viel Reis wie aus Indochina; und doch sind in diesen Ländern neun Zehntel der anbaufähigen Fläche noch unkultivirt. Und da haben sich nun die Russen festgesetzt und thun, als ob die vierzigtausend Japaner auf Korea nicht zählten. Das ist die Hauptsache. Für das Uebrige sorgt der hundertjährige Haß gegen die russischen Barbaren. Seit die kleinen Krieger des Mikados über China gesiegt haben, halten sie sich für unüberwindlich. Mit England haben sie einen Vertrag: und den vereinigten Flotten beider Inselreiche kann weder Port Arthur noch Wladiwostok widerstehen. Je längere Zeit man den Russen läßt, um so besser können sie sich rüsten. Jetzt also soll losgeschlagen werden. Nachher, wenn man mit den Moskowitern fertig ist, folgt die Fortsetzung. Wer Rußland niedergeworfen hat, herrscht über Asien. Dann wird China geweckt, von den Japanern gedrillt und geführt, Frankreich muß aus Tongking weichen, England um Indien zittern und die Losung heißt: Asien den Asiaten! Zweifeln Sie noch immer, auf welche Seite die Sympathien der gebildeten Welt sich neigen müssen? In London weiß man, was zu erwarten wäre. Daher die Angst vor offenem Konflikt, die durch die vom Burenkrieg her noch erschöpften Finanzen allein nicht erklärt werden könnte. Rußland, ohne die Hand zu rühren, eine Schlappe beibringen: ganz schön; aber Rußland erträgt jede Niederlage, erstarkt nach jeder, — und die Rechnung würde den Briten präsentiert. Das Großkapital in England, in der ganzen Welt will den Krieg nicht; die Frage ist nur, ob die japanischen Imperialisten noch aufzuhalten sind. Lange wahrscheinlich nicht. Und da auch die Russen ohne einen unwiederbringlichen Verlust an Prestige nicht mehr zurückkönnen und sich hüten werden, in Ostasien sich selbst neue Dardanellen zu schaffen, wirds ohne Blut auf die Dauer wohl nicht abgehen. Wir aber wären die dümmsten Kerle, wenn wir Japan den Sieg wünschten und nicht wieder, wie nach Shimonoseki, die franko-russische Aktion unterstützten. Unser Interesse ist nicht,

die gelbe Menschheit zu mobilisiren, sondern nur, zu möglichst hohen Preisen möglichst viele Waaren auf den asiatischen Märkten zu verkaufen. Die Firma Romanow & Alexejew vertritt da unten wirklich die Kultur (oder was wir heute so nennen)... Wenn Sie meinen, daß ein Neujahrsartikel in dieser Tonart gefallen könnte: versicherte Lieferfrist läuft in dreißig Minuten ab!"

„Schießen Sie los! Aber: Stimmung!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

... Und auf allen Lippen die bange Frage, ob die Pforte des Janusbogens offen stehen oder geschlossen sein wird. Noch brauchen wir nicht zu verzagen. Mammon gebietet: Friede auf Erden! Der moderne Mensch hat sich die Sentimentalität abgewöhnt und Graf Bülow, unser allermodernster, hat oft genug vor thörichter Gefühlspolitik gewarnt... Wer heute von Südafrika spricht, denkt an die Verluste der Shareskäufer, die zu schlechten Kursen verkaufen mußten, nicht an das Schicksal der Buren. Wirthschaft, Horatio! ... Die Wortführer der öffentlichen Meinung werden dafür zu sorgen haben, daß der nationale Geist nicht abermals in eine falsche Richtung abirrt, wenn ein Krieg ihn zu leidenschaftlicher Parteinahme treibt ... Heute dürfen wir uns heitereren Bildern zuwenden. Was wirft man eigentlich dem vergangenen Jahr vor? Daß es unserer Politik keine sichtbaren Erfolge gebracht hat? Genügt denn die Thatsache nicht, daß es uns nicht aus Erworbenem riß? Das Reich ist nicht zerfallen, unser Heer nicht geschlagen, das Privateigenthum nicht abgeschafft worden. Wir sind nicht aus der Reihe der europäischen Großmächte gestrichen und dürfen in vergnügten Stunden noch immer getrost an den Dreibund glauben, den die Anlehnung Rußlands und Englands natürlich nur gestärkt hat. In Kleinasien, Südamerika, Ostasien haben wir nichts zu suchen; nirgends, wo Etwas zu finden ist ... An Freiheit fehlt es uns nicht und jeder Deutsche kann unterm Weihnachtbaum und beim Punsch auf seine Fasson selig werden. Auch im vorigen Jahr ist in Deutschland viel Geld verdient worden. Fast alle Industriepapiere stehen besser als Ende 1902 und die Zuversicht ist endlich wiedergekehrt. Das haben wir zwar nicht der Regirung zu danken; aber sie hats immerhin nicht verhindert. Unvollkommen ist alles Menschenwerk. An der Schwelle des neuen Jahres aber dürfen wir, ohne uns zu überheben, der Hoffnung Ausdruck geben, daß es seinen Vorgängern gleichen, uns nicht geringere Freuden bescheren wird. In dieser Gewißheit rufen auch wir: Prosit Neujahr!

Die Herrschaft des Unorganischen.

In der „Zukunft“ vom vierzehnten Februar 1903 hat Werner Sombart zwei Eigenthümlichkeiten der großen Umwälzung hervorgehoben, die unsere Volkswirthschaft in den letzten sechzig Jahren erlitten hat: „Verdrängung der organisirten Materie durch unorganische lautet die Losung, unter der ein Theil der modernen Industrie seinen Siegeslauf angetreten hat.“ Und: „Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. Was ihm fehlt, ist Boden und wieder Boden, Boden der tropischen, besonders aber Boden der gemäßigten Zone.“ Die zweite dieser Eigenthümlichkeiten, anders ausgedrückt: die Uebervölkerung, ist oft erörtert worden. Die erste, aus der Wechselwirkung der Uebervölkerung mit der modernen Technik hervorgegangene, hat man bisher noch so wenig beachtet, daß Sombart die Ehre für sich in Anspruch nehmen darf, in seinem großen Werk über den modernen Kapitalismus zuerst nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben. Die Bedeutung dieser neuen Erscheinung reicht aber weit über das rein Aeußerliche der Volkswirthschaft hinaus; der Wandel ergreift unmittelbar das Gemüth des Menschen und zerstört eine wesentliche Grundlage seines Glückes.

Die Naturforscher machen den Menschen, dieses Atom eines Atoms des Universums, recht klein, nachdem sie ihn aus der „angemaßten“ centralen Stellung verwiesen haben, — in der Theorie: in der lebendigen Praxis behandelt jeder dieser Herren gleich uns gewöhnlichen Menschenkindern den Menschen, und zwar nicht selten die eigene werthe Person, als den Mittelpunkt des Weltalls; und all die Billionen Sonnensysteme sammt ihren möglichen Planetenbewohnern sind ihm, so weit sie nicht, etwa als Figuranten in einem seiner Bücher, sein praktisches Interesse berühren, vollkommen gleichgiltig. Mag heute der Mensch auch in der Wissenschaft nur ein Organismus und Entwickelungprodukt sein, wie alle übrigen Organismen: im Leben hält Jeder den Menschen für den Zweck der Schöpfung und für den Herrn der Erde. Die Sonne ist dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts gerade so wie dem Verfasser des ersten Kapitels der Bibel das große Licht, zu erleuchten den Tag (die himmlischen Nachtlichter braucht freilich der Großstädter nicht mehr, kann sie auch, wegen der Herrschaft des Unorganischen, das ihm die Aussicht verbaut, gar nicht sehen) und außerdem die große Energiequelle, was Moses noch nicht so genau gewußt hat; die Pflanzen und Thiere aber sind ihm Mittel zur Bedürfnißbefriedigung, die Erde sein Wohn- und Schauplatz, der feste Grund, auf dem er steht und sich bewegt, und seine Werkstätte. Daß er selbst ein Organismus ist, beraubt ihn nicht seiner Herrscherstellung, wohl aber bestimmt es seine Beziehungen zu seiner irdischen

Umgebung. Als Organismus ist er mit den Organismen zur Lebenseinheit verknüpft und unmittelbar auf sie angewiesen; nur durch ihre Vermittelung saugt er Leben, Kraft und Freude in der Gestalt der Nahrung aus Luft und Erde. Darum thut ihm das Organische wohl und bereitet allen seinen Sinnen Genuß. Das Auge ergötzen die grüne Wiese, die bunten Blumen, die munteren Thiere, die tausendfachen Gestalten der lebenden Wesen. Goldige, purpurrothe, von zartem Blau angehauchte Früchte erquicken ihn durch ihren Wohlgeschmack. Blüthendüfte schaffen ihm einen wonnigen, so unschuldigen wie unschädlichen Rausch. Der Gesang der Vögel war das erste Konzert, das der Mensch genossen hat, das spielende Thier ist noch heute dem Kinde ein lieber Kamerad. Fast die ganze Oberfläche unserer Wohnkugel, so weit sie nicht von Wasser bedeckt ist, hat der Schöpfer mit der schönen, weichen Pflanzendecke umhüllt, um dem Menschen sein Bett und seine Nahrung zu bereiten, und noch heute genügt so manchem armen Wanderer eine Lagerstatt aus Laub, wie sie sich der dem Meer entronnene Odysseus am Ufer des Phäakenlandes bereitete. Die bloße Berührung des Organischen erzeugt ein Lustgefühl, dessen höchste Steigerung Wollust genannt wird. Wer fühlt sich nicht versucht, den warmen Leib eines schönen Hundes, das glatte Fell eines prachtvollen Rosses zu liebkosen?

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lammes tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.

Es ist eben das Leben, das unser Leben freundlich grüßt. Und wie viele Genüsse auch der Wintersport und die großstädtische Wintersaison dem Reichen bereitet haben: auch ihm geht das Herz auf, wenn auf der von dem Panzer des unorganischen Eises befreiten Erde neues Leben sprießt.

Von allen unorganischen Substanzen sind uns nur die beiden erfreulich, die der Organismus verdauen kann und sogar aufnehmen muß, um leben zu können: die Luft und das Wasser. Alle übrigen zerstören den Leib, wenn sie anders als organisch verarbeitet in ihn eindringen. Dieser wohlthätigen Natur von Luft und Wasser entspricht auch die Wirkung, die ihre Erscheinung und ihre Berührung ausüben. Der blaue Himmel droben und sein Spiegelbild im See zu unseren Füßen; das Wohlgefühl, das die den Leib umspülende Luft- und Wasserwelle erzeugt, der Anblick des Baches, der sich, von Weiden und Erlen umsäumt, durch die blumige Wiese schlängelt oder weißschäumend vom Felsen herabstürzt. Schon vernichtet die Herrschaft des Unorganischen auch diese Schönheiten und Genüsse. Daß die Flüsse in den großen Städten in gradlinige Kanäle verwandelt und ihre Ufer betonisirt werden, möchte hingehen, wenn nur diese Großstädte nicht so ungeheuer groß

wären; aber es geschieht auch in der offenen Landschaft. Gräßliche Barbarei! rief es in mir, als ich zum ersten Mal die badische Rheinebene durchfuhr, in der alle Flußläufe „regulirt“ sind. Gott sei Dank! Nach der letzten schlesischen Hochwasserkatastrophe fangen auch die Wasserbautechniker an, schüchtern zu gestehen, daß es gegen Hochwasserschäden nur ein Mittel giebt: man muß den Fluß laufen lassen, wie er will, ihm nur keine künstlichen Hindernisse bereiten und keine werthvollen Gegenstände darbieten, die er beschädigen könnte: die Gebäude so anlegen, daß er weder in sie eindringen noch sie wegreißen kann, und die Ufergelände als Weide und Wiese liegen lassen. Die nackte Erde haben wir nur gern in der Form des Nährbodens, die der Pflüger, der Gärtner den Pflanzen bereitet, oder als einen Streifen feinen, warmen Sandes, uns nach dem Bade darauf zu sonnen. Eine große Sandfläche, eine Sandwüste, ist uns eben so schrecklich wie eine Felswüste. Nur die Gewißheit, daß heute unmittelbar neben dem Tode einer solchen Wüste das Leben wohnt und leicht zu erreichen ist, läßt uns zum Genuß der in Lichteffekten und Linien bestehenden Schönheiten der Hochgebirgswüsten kommen. Aber deren ästhetische Ueberschätzung beginnt zu schwinden. Die Maler finden heute, daß ein norddeutscher Waldwinkel mehr und schönere Motive bietet als eine Gletscherpartie oder die von der Sonne roth und violett bemalte Steincoulisse italienischer Seen und griechischer Küsten. Der natürliche Schauder vor dem Unorganischen, wo es in Masse hervortritt, beruht auf der Harmonie zwischen dem Aesthetischen und dem Biologischen. Es giebt freilich auch widerwärtige, schreckliche, schädliche und verderbliche Organismen; aber deren Gesammtmasse ist in der heutigen, dem Menschen gehörigen Erdperiode unbedeutend und sie werden vom Menschen vernichtet oder unschädlich gemacht. Die Raubthiere, deren Gefährlichkeit ihre häßliche Ausdünstung ankündet (während der Duft des Kuhstalles, des Pferdestalles unser Herz erquickt), dienen uns zur Unterhaltung. Mit den Mikroben, deren angeblich gefährlichste Pettenkofer löffelweise verspeist hat, läßt sich der Verständige nicht gruselig machen; weiß er doch, daß ihre Nährmutter ... die Hausse gewisser bekannter Aktien ist.

Diesem Verhältniß des Menschen zu den beiden Daseinsformen gemäß sind denn auch das Wohnen und das Arbeiten im und am Organischen im Allgemeinen erfreulich und gesund, im und am Unorganischen unerfreulich und ungesund. Welcher Unterschied zwischen dem Leben des Großstadtkindes, das mit seinen Spielen, wenn es überhaupt spielen darf, auf einen von himmelhohen verräucherten Mauern umschlossenen, mit schädlichen Dünsten angefüllten Hofraum beschränkt ist und feuchtkalten harten Stein unter den Füßen hat, und dem Dorfkinde, das im vollen Sonnenlicht frei auf Feld und Flur umherschweift, bald im Waldesschatten Kühle findet, bald die

Glieder in den Dorfbach taucht, oft die Rinder- und Ziegenheerde austreiben darf, deren ungewohnter Anblick dem verwunderten Städter Entzücken bereitet, und abends die väterlichen Pferde in die Schwemme reitet! Welcher Unterschied zwischen dem bayerischen Holzknecht, der stets reine, würzige Waldluft einathmet und bei seiner harten, aber freien, gesunden und schönen Arbeit von übermüthiger Lebenslust geschwellt bleibt, und dem gedrückten Kohlenhäuer, der sein Leben in unheimlicher Tiefe und in einer mit giftigen, den Tod androhenden Gasen geschwängerten Luft bei eintöniger, unerfreulicher Frohnarbeit vertrauert! Wenn es mit unserer Verstädterung in dem bisherigen Tempo weiter geht, dann werden nach hundert Jahren wohl nur noch solche Menschen den Daseinskampf überlebt haben, die sich dem Milieu der Ratten und seinen Düften angepaßt haben.

Welcher Unterschied schon zwischen Kohlen- und Holzfeuerung! Wer noch die Holzfeuerung in der Jugend kennen gelernt hat — man unterhielt das Feuer den ganzen Tag und schob einen Eichen- oder Buchenklotz nach dem anderen in die Gluth —, Der wünscht sie sich trotz allen Fortschritten der Heiztechnik zurück. Holzfeuerung würde freventliche Waldverwüstung sein, meint man? O nein! Die Menschen müssen sich nur so über die Erde vertheilen, daß jedes Volk hinreichend Holz genug bei sich zu Hause hat und es weder ein- noch auszuführen braucht. Der wirklichen Waldverwüstung durch Spekulanten, durch Verwendung zu ungehörigen Zwecken, wie zur Papierfabrikation (haben wir doch mehr als genug Lumpen!) müßte allerdings vorgebeugt und überall müßte gute Forstwirthschaft betrieben werden, nur nicht unsere heutige allzu gute, die den Wald allen Nichtwaldbesitzern sperren möchte. Der Wald sollte, wie Garten, Feld und Flur, jedem menschlichen Wesen nah sein und offen stehen. Was der Dichter, was der Großstädter meint, wenn er Natur sagt, ist Wald, Feld, Flur, Garten und natürlicher Wasserlauf; wer diese Natur nicht täglich schauen und genießen kann, führt ein Krüppelleben.

Welcher Unterschied zwischen dem Bauer, der bald, hinter schmucken Rossen herschreitend, den Acker pflügt, bald duftendes Heu wendet oder jauchzend die Ernte einfährt, dem Gärtner, der okulirt, pflanzt, Trauben schneidet, Pflaumen schüttelt, und dem mit Metallen, höllisch stinkenden Gasen und Chemikalien hantirenden Gruben- oder Fabrikarbeiter! Legion ist die Zahl und Art der Krankheiten, mit denen diesen Armen die unheimlichen, giftigen Stoffe peinigen. Wer kennt nicht die Bleivergiftung, die Kohlenhäuerlunge, das Gießfieber, die Schleiferlunge, die Phosphornekrose, die langsame Vergiftung in den Mineralfarbenfabriken! Auch die Gebraucher und Verbraucher sind vor den unheimlichen Wirkungen der unorganischen Stoffe nicht sicher; immer wieder taucht eine neue Vergiftung- oder Explosiongefahr auf. Unter den Beleuchtungmitteln giebt es nur zwei menschenwürdige: die reinliche,

wohlriechende Wachskerze und das elektrische Licht. Die Pflanzenöle waren zwar nicht reinlich, aber wenigstens ungefährlich. Die abscheulichen, stinkenden und explosiven Mineralöle und das ebenfalls stinkende, explosive und giftige Leuchtgas kann man nur als Lückenbüßer erträglich finden.

Solche Ansichten werden von der Mehrheit der heutigen Publizisten verspottet als Schwärmerei für einen Idealzustand, der nie und nirgends existirt habe. Das Bauernleben sei ganz und gar nicht schön und am Wenigsten idyllisch, denn der Bauer sei ein roher Patron und ein stumpfsinniges, in Schmutz und Elend vegetirendes Wesen. Natürlich weiß ich, daß es elende, schmutzige, rohe und stumpfsinnige Bauern giebt. Aber ich habe auch reinliche, mäßig gebildete kennen gelernt, die in schönen Häusern wohnen und die sich in ihrer mannichfachen Thätigkeit an erfreulichen Gegenständen, an Saaten, Blüthen und Früchten und an gemüthlichen Thieren, und im ungehinderten, unbeschränkten Naturgenuß glücklich fühlen. Daß sie ihr Glück weder in pathetische Rhetorik noch in lyrische Gedichte ausströmen, ist für ihre Mitmenschen kein Unglück. Wo es um den Bauernstand übel bestellt ist, da läßt sichs ändern; zu seinem Wesen gehören Elend, Schmutz und Stumpfsinn wahrlich nicht. Allerdings ist höhere Kultur eine Frucht des städtischen Lebens und nur in Berührung mit der Stadt wird auch der Bauer ein Kulturmensch. Eben deshalb ist die innige Durchdringung von Landwirthschaft und städtischem Gewerbe wünschenswerth, die Scheidung aber vom Uebel, die den einen Theil des Volkes in Gefängnissen von Stein und Eisen zusammengepfercht und der Natur beraubt, den anderen, über dünn bevölkerte Agrarprovinzen zerstreuten Theil von der Berührung mit dem städtischen Leben, von aller höheren Kultur absperrt. Ein sinniger Durchforscher Englands, der Schwede Gustav Steffen, hält eine Stadt von hunderttausend Einwohnern für groß genug zur Erzeugung höchster Kultur. Als die beiden anzustrebenden Ziele weiterer Entwickelung müssen demnach ins Auge gefaßt werden: die Aufhebung der übermäßigen Differenzirung durch Redintegrirung innerhalb des Staatsgebietes; und ein stetiger Abfluß der Bevölkerung aus dem Stadtgebiet, der uns vor der Gefahr bewahrt, reiner Industriestaat zu werden, zur vorwiegenden Bearbeitung und Benutzung unorganischer Stoffe gezwungen zu sein und als ganzes Volk die Natur zu verlieren. Schwärmer für den technischen Fortschritt preisen die Poesie des Hochofens und der Dampfmaschine. Diese Poesie soll nicht geleugnet werden; es giebt eben nicht nur idyllisch heitere, sondern auch ernste und düstere Poesie, ja, eine Poesie des Furchtbaren, und überhaupt kann ja jeder Stoff Gegenstand der Poesie werden. Aber ihre Villen bauen sich auch die Lobpreiser dieser Poesie nicht auf Schlackenhalden und zwischen rauchende Schlote; mögen sie also auch ihren Nebenmenschen nicht zumuthen, sich auf diese neue Art Poesie

als einzige Kost zu beschränken. Dann haben wir die Schwärmer für fortschreitende Vergeistigung des Menschengeschlechtes. Wenn man deren verschiedene Schilderungen kombinirt, so erhält man ungefähr das folgende Zukunftbild. Pflanzen und Thiere sind als Nahrungmittel nicht mehr nothwendig. Die Nährstoffe werden der Luft, dem Wasser und der Erde unmittelbar entnommen, durch chemische Prozesse genießbar gemacht und in Pastillenform gebracht. Wie die Pflanzen und die Thiere als Nahrunglieferanten, so werden die Menschen und die Thiere als Spender physischer Energie, als Arbeiter ausgeschaltet. Alle Arbeit vollzieht sich automatisch durch Einspannung der unorganischen Energieformen und durch Regelung ihrer Thätigkeit. Die Arbeitstätten der eisernen Sklaven werden unter die Erde verlegt und die körperliche Arbeit des Menschen beschränkt sich darauf, daß schön gekleidete Herren und Damen, die in einem schönen Saal versammelt sind, ab und zu, durch ein elektrisches Glockenzeichen gerufen, ihre Lecture oder ihre Unterhaltung unterbrechen und durch Stellung eines der an der Wand angebrachten Hebel ein Maschinenglied aus- oder einschalten. Schöne Aussicht! Eine aus lauter Philosophen, Philosophinnen und dramatischen Dichtern bestehende Menschheit wäre noch schrecklicher als ein Betschwesternhimmel. Wie die Menschheit im Großen und Ganzen nur bei körperlicher Arbeit gesund bleibt, so bleibt sie auch nur genießbar, wenn ihr die Geistesmenschen nur in mäßiger Menge beigemischt sind. Der Vergeistigungtraum mag auch den Sittlichkeitsexen nicht so übel gefallen. Beruht ja doch alle Freude am Organischen auf der Sinnlichkeit; und wie gefährlich für die sogenannte Sittlichkeit ist der Umgang mit Thieren! Wer die Großstadt genauer kennt, wird ja besser als ich Provinzler beurtheilen können, in welchem Grade die Verbannung des Organischen vergeistigt und versittlicht. Ich schließe ohne Erfahrung a priori: der Großstädter, der den Tag in der Fabrik oder in der Schreibstube, die halbe Nacht im Vereinslokal mit politischen Berathungen zubringt, hat freilich nicht so viel Zeit und Kraft zu Dem, was die Theologen hauptsächlich „sündigen" nennen, wie der Bauer und der Bauernknecht, die von Mitte Januar bis Mitte März, ja, wo die Dreschmaschine eingeführt ist, schon vom November an, wenig mehr zu thun haben, als ihre Pfeife zu rauchen und die Mägde zu necken. Aber man darf vermuthen, daß dem Großstädter, der ja ein Mensch bleibt, bei der Arbeithetze, die übrigens doch wohl nicht alle Großstädter peitscht, als Ideal ein Zustand vorschwebt, wo er nach Herzenslust zu sündigen vermag. Diese Art höherer Sittlichkeit wäre mit einer bedeutenden Glücksverminderung — und eine solche ist die Absperrung von der Natur und dem Thierleben — zu theuer erkauft.

Die Techniker spotten übrigens solcher Träume. Sie wissen nur allzu gut, daß der technische Fortschritt die körperliche Arbeit des Menschen nicht

vermindert, sondern vermehrt und unangenehmer macht. Der technische Fortschritt vermehrt und vermannichfacht die Güter und erzeugt so neue Bedürfnisse — zum größten Theil Scheinbedürfnisse; man denke an die Bildkarten! —, die dann so gebieterisch wie die wirklichen Bedürfnisse ihre regelmäßige Befriedigung heischen, und er sichert die Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse durch Verlängerung des Produktion- und Umlaufprozesses, indem er Zwischenglieder einschiebt, deren jedes Arbeit fordert. Ursprünglich verzehrt der Bauer das Korn, das er erntet, selbst mit seiner Familie, seinem Gesinde und seinem Vieh; den Acker düngt er mit den Exkrementen seiner zweibeinigen und seiner vierbeinigen Angehörigen. Das Verarbeiten der Rohstoffe und die Zubereitung der Nahrungmittel besorgen die weiblichen Familienglieder. Auf der zweiten Stufe wandert ein Theil seines Produktes in die Stadt und er erhält Produkte des städtischen Gewerbes dafür. Das Unverdaute vom Korn und vom Fleisch überläßt ihm für seinen Acker die Stadt mit Vergnügen umsonst. Zur Vermittelung dieses Verkehrs bedarf es weder eines Handelsstandes noch besonderer Verkehrsanstalten: des Bauern Fuhrwerk genügt. Heute verläuft für England — wir Deutschen sind noch nicht ganz so weit und werden wohl auch, aus Mangel an Absatzgebieten, überhaupt nicht so weit kommen — der Prozeß anders. Etliche Hunderttausende Gruben- und Metallarbeiter stellen Maschinen und Schiffe her. Andere Hunderttausende fertigen mit eintöniger Maschinenbedienung Garn und Gewebe an. Einige tausend Seeleute holen aus Nordamerika die Baumwolle für die Gewebe; andere Seeleute verfrachten die Garne und die Gewebe nach allen möglichen Ländern, wieder andere holen aus Amerika, aus Rußland, aus dem unteren Donaugebiet die Nahrungmittel, die mit dem Erlös der Gewebe bezahlt werden. Die Auswurfstoffe verpesten die Flüsse und wandern ungenutzt ins Meer, während die für den Rest englischer Landwirthschaft erforderlichen Dungstoffe gegen Geld, das wieder aus unerfreulicher Fabrikarbeit gewonnen wird, aus fernen Ländern beschafft werden. Die amerikanische Landwirthschaft aber, die den Engländern das Brotkorn liefert, ist nicht mehr die alte, erfreuliche und beglückende Farmerei, sondern die moderne kapitalistische der Riesenfarmen (Bonanzafarmen), die mit verhältnißmäßig wenigen, in Schlafbaracken beherbergten Lohnsklaven und vielen, auch wieder durch Arbeit am Toten geschaffenen eisernen Sklaven betrieben wird. Die Vermittelung des Austausches zwischen England und seinen Lieferanten und Abnehmern besorgt ein Heer von kaufmännischen Schreibstubenarbeitern, also auch unerfreulich und ungesund beschäftigten Menschen, mit ihrem Anhang von Agenten, Handlungreisenden, Versicherungbeamten, Börsenjobbern und anderen Schmarotzern. Der Aufbau dieser sozialen Maschinerie ist eben so wie das Dasein der modernen Riesenstädte mit ihrem Getriebe, ihren Reinlichkeit- und Sicher-

heitanstalten und ihrer glänzenden Fassade ein Wunderwerk, eine staunenswerthe Leistung, die man in einem Ueberblick über die Entwickelung der Menschheit nicht missen möchte. Aber den armen Menschen, die als fühlende Räder darin stecken, möchte man doch wünschen, daß sie oder wenigstens ihre Nachkommen in den glücklichen Zustand des Landmannes zurückoersetzt werden könnten, der mit eigener Hand sein Korn schneidet, seine Birnen bricht, dessen Frau melkt und buttert und der — nach dem Ideal Lists und Careys — Wand an Wand wohnt mit dem Schmied und dem Stellmacher, die ihm gegen Nahrungmittel und Rohstoffe seine Werkzeuge und Geräthe liefern.

Die Entwickelung kümmert sich freilich nicht um das Glück des Menschen und jeder Fortschritt muß mit schweren Leiden erkämpft werden. Der Fortschritt besteht in unserem Fall darin, daß eine Fülle neuer Aufgaben und eine Fülle von Zwang zu geistiger und körperlicher Thätigkeit geschaffen sind, die das Menschengeschlecht vor Fäulniß bewahren, und daß eine starke Vermehrung des Menschengeschlechtes ermöglicht ist. Obgleich in London täglich einige Menschen verhungern, ist doch der Proletarier auf dem Pflaster dieser Riesenstadt, der vielleicht nie ein Kornfeld zu sehen bekommt, sicherer vor dem Hungertod und vermag sich sein Brot leichter zu beschaffen als der einsame Ansiedler im Urwald, der eine Quadratmeile des furchtbarsten Bodens sein nennen darf, und der Bauer im Innern Rußlands auf seinem Acker. Wenn man nur an die Möglichkeit der Ernährung denkt und nicht an die Art, wie die zu Ernährenden wohnen und leben und mit welcher Arbeit sie ihre Nahrungmittel beschaffen, dann braucht Deutschland auch mit zweihundert Millionen Einwohnern noch nicht übervölkert genannt zu werden. Drittens endlich steht jedem unbefangenen Beobachter fest, daß kein Fortschritt die Glückssumme vermehrt: so weit haben die Pessimisten zweifellos Recht. Es fragt sich nur, ob sie auch noch darüber hinaus Recht behalten werden, ob der Riesenfortschritt, den das Menschengeschlecht in den letzten hundert Jahren gemacht hat, die Glückssumme dauernd vermindert. Das wäre sicher, wenn ganz allgemein die Prozesse der Bedürfnißbefriedigung sich in der vorhin beschriebenen Weise verlängerten, so daß die Arbeit am und im Organischen ein immer kleinerer Theil der Gesammtarbeit würde und immer größere Menschenmassen von der Natur aus- und abgesperrt leben müßten. Wird sich die Vernunft stark genug erweisen, die Verkehrsmittel, die bisher nur der Gütervertheilung gedient haben, zur gleichmäßigen Vertheilung der Menschen über die Erdoberfläche zu verwenden und die Hilfsmittel der modernen Technik, die uns jetzt beherrschen, in den Dienst einer Gesellschaft zu stellen, die vorwiegend aus selbständigen Landwirthen und kleinen Gewerbtreibenden bestehen müßte, wenn das Ziel der Entwickelung das möglichst große Glück möglichst Vieler sein sollte? Wenn nicht, dann behalten die Pessimisten bis ans Ende Recht.

Neisse. Karl Jentsch.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

Karl Marx als Theoretiker.

Ueber den gewaltigen Einfluß, den Karl Marx auf den Gang des politischen Lebens ausgeübt hat, wird nicht mehr gestritten: er ist eine historische Thatsache. Nicht eben so verhält es sich mit der Stellung, die Marx als Förderer der sozialen Wissenschaft einnimmt. Weil hier der Grad der Bedeutung eines Mannes nicht, wie im politischen Leben, an äußeren Symptomen gleichsam abzulesen ist von Jedem, der sich überhaupt mit den Dingen beschäftigt, so schwankt das Urtheil hin und her und einander widersprechende Auffassungen treten zu Tage. Während in den Kreisen der Sozialdemokratie Karl Marx auch als Gelehrter hors concours ist, denken andere Leute über ihn und seine Bedeutung als Theoretiker wesentlich anders. Las ich da doch dieser Tage in einer deutschen Monatschrift, die heute zwar nur noch der Schatten Dessen ist, was sie in den Tagen ihres Glanzes war, die aber dank ihrer ruhmvollen Vergangenheit noch heute in allen „besseren" Lese- und Journalcirkeln ihr Wesen treibt — nichts ist bekanntlich schwerer totzumachen als alte Zeitschriften, die einmal „eingebürgert" sind: an ihnen gehen, ach! so viele Lesevereine, die sie nicht loswerden und die keine Mittel haben, sich neue dazu zu halten, schmählich zu Grunde —, las ich da also kürzlich in den Preußischen Jahrbüchern folgende Sätze über Marx: „Die Wirkung, die Marx als Theoretiker ausgeübt hat, beweist noch keineswegs, daß die Theorie selbst eine That von großer Geisteskraft war, eine That, die auch wissenschaftlich hoch eingeschätzt werden muß. Es ist vielleicht mit Recht schon gesagt worden, daß Marx in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt keinen Platz habe. Seine Bedeutung beruht auf der Kombination eines wissenschaftlichen oder auch nur scheinwissenschaftlichen Zuges mit . . . der Ausstattung einer großen sozialen Bewegung mit brauchbaren, wenn auch wissenschaftlich werthlosen oder, so weit sie Werth haben, nicht von ihm stammenden Argumenten, Formeln und Schlagworten. Ist Dem so, so hat auch der akademische Streit um den Inhalt der marxischen Lehren kein wissenschaftliches Interesse. Alle die großen Worte von der kapitalistischen Akkumulation . . . u. s. w. sind nichts als Sophismen." Bei einer anderen Gelegenheit war in den selben Blättern zu lesen: „Wer . . einmal in die Tretmühle dieses Pseudodenkers — nämlich Marxens — hineingerathen ist, Der findet sich nicht so leicht zur echten Wissenschaft wieder zurück."

Daß so dummes Zeug in einer einst geachteten Revue gedruckt werden kann, giebt schon zu denken. Noch mehr aber der Umstand, daß der Schreiber ein ordentlicher öffentlicher Professor — freilich der Geschichte, aber immerhin — an der größten deutschen Universität, Berlin, ist, der „derzeitige" Herausgeber jener einst so geachteten Revue: Professor Hans Delbrück. Man

fragt sich unwillkürlich: Wie ist so Etwas möglich? Die Antwort auf diese Frage versuche ich in den folgenden Zeilen zu geben.

Ich denke, eine Erklärung liegt in der eigenartigen Zwitterstellung zwischen Wissenschaft und Politik, die Marx einnahm. Er war ja zunächst einmal und vor Allem sozialdemokratischer Agitator und als solcher lebt er heute im Bewußtsein der großen Masse fort: eine politische Partei hat sich seiner bemächtigt und Marxist sein, heißt — so weit der Politiker Marx ins Spiel kommt —, Sozialdemokrat sein. Ungeübte Köpfe können nun Politik und Wissenschaft nicht scharf auseinander halten, denn sie vermögen den Unterschied zwischen wissenschaftlichem Erkennen und praktischen Werthurtheilen nicht wahrzunehmen und meiden darum auch als Theoretiker einen Mann, der ihnen als Politiker unsympathisch ist. Eine zweite, vielleicht noch plausiblere Erklärung finde ich in dem Charakter unserer Wissenschaft, der politischen Oekonomie. Weil diese sich mit den Dingen des täglichen Lebens befaßt, so ist immer noch die Meinung weit verbreitet, daß auch Jeder, der im praktischen Leben steht, nein: jeder Zeitungleser schlechthin in der Nationalökonomie mit nicht allzu großer Mühe sich die nöthigen Kenntnisse aneignen könne. Weil aber auch in der „Vergangenheit „gewirthschaftet" ist, so muß denn eben auch Jeder, der sich „mit der Vergangenheit beschäftigt", nebenher Nationalökonomie lernen können; nein: muß sie eigentlich schon beherrschen, wenn er nur „gesunden Menschenverstand" hat. Die „historische Schule" in der Nationalökonomie hat diese Auffassung bestärken helfen. Was viele ihrer Vertreter (keineswegs alle!) für Nationalökonomie ausgaben, war thatsächlich Etwas, das ein leidlich verständiger Praktiker oder Historiker auch wissen mußte und sich ohne Mühe aneignen konnte.

Für eine solche — sagen wir einmal — Naturburschennationalökonomie, die sich in einer Reihe von unverbindlichen Sentiments und „quellenmäßigen" historischen Forschungen erschöpft, muß nun Karl Marx begreiflicher Weise ein Aergerniß bedeuten. Marx nimmt man nicht im Vorbeigehen zu sich; er fordert, wie Kant, ein paar Jahre liebevoller Hingabe, um verstanden zu werden, er stellt vor Allem an „historische Köpfe" schier unerträglich hohe Anforderungen; denn ohne geschultes, strenges, begriffliches Denken kommt man ihm nicht bei. Wie also, wenn man ihm überhaupt seine wissenschaftliche Bedeutung abspräche? Dann hätte man den Frieden der Seele zurückgewonnen. Man könnte sich nach wie vor einbilden, Etwas von Nationalökonomie zu verstehen, auch ohne die harten Nüsse geknackt zu haben, die Marx uns zum Knacken aufgiebt. Das ist das Raisonnement aller Delbrücks, die naturgemäß unter den „Historikern" besonders zahlreich sind. Sie erklären Alles für „Rabulisterei", „Dialektik", „Sophismen", was ihnen zu viel Mühe macht, was sie nicht eben so rasch in sich aufnehmen können wie

eine Beschreibung der Schlacht von Kunersdorf oder den Bericht der Ansiedelungskommission oder eine Rede des Grafen Bülow über den Zukunftstaat. Professor Delbrück — auf den ich hier nur als einen Typus exemplifizire — gesteht Das in schwachen Stunden selbst ein: er sagte mir einmal, daß er meinen Aufsatz über das marxische System, den ich vor Jahren schrieb, einfach „nicht verstanden habe“: einen Aufsatz, der ganz elementare Dinge behandelte, die jeder meiner Schüler nach wenigen Semestern beherrscht. Aber es ist eben die Eigenart unserer Wissenschaft, daß Jeder über ihre Probleme ruhig weiter redet und schreibt, wenn er auch von ihren Elementen keine Ahnung hat. Was Delbrück an Gallimatthiassen in fast jedem seiner Artikel leistet, der nationalökonomische Dinge behandelt, ist nur allzu bekannt. Wer Etwas von Nationalökonomie weiß, merkt auf Schritt und Tritt, daß ihm jede, aber auch jede begriffliche Schulung fehlt, daß er nicht einmal ahnt, wo die Probleme unserer Wissenschaft liegen, geschweige daß er auch nur in ihre Nähe gekommen wäre. Thut nichts: Nationalökonomie kann Jeder treiben, der „gesunden Menschenverstand“ hat. Begriffsbildung: Rabulisterei; Theorie: werthlose Dialektik; Systematik: unreale Konstruktionen. Marx: ein Mann, der überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft hat.

Nun könnte man ja die Frage aufwerfen, ob eine so „mühsam zu erlernende“ Methode, wie sie Marx übt, nicht wirklich mindestens unnütz sei, ob man die Zusammenhänge des wirthschaftlichen Lebens nicht zu erkennen vermöge, ohne erst den Umweg über Begriffsbildung, Systembildung u. s. w. zu machen. Darauf ist zu erwidern, daß am letzten Ende auch der einfachste Vorgang des täglichen Lebens nur richtig beurtheilt werden kann, wenn man sein Denken geschult hat, wenn man an die Fülle der Erscheinungen mit einer wirklich fundirten wissenschaftlichen Systematik herantritt. Sonst ist man hilflos dem Zufall preisgegeben. Und es ist nur die praktische Kehrseite des theoretischen Naturburschenthumes, wie es Professor Delbrück predigt, wenn man auf jede abenteuerliche Deutung eines Vorganges im Wirthschaftleben, wie sie ein Dilettant giebt, auf jeden „Reformvorschlag“ eines Quacksalbers hereinfällt. Ist nicht gerade wieder Delbrück ein klassisches Beispiel für diese Art Leute, die heute Hüh und morgen Hott ziehen; die heute in Bimetallismus, morgen in Goldwährung machen, die heute für Getreidezölle, morgen für Arbeiterschutz plaidiren und deren Aeußerungen schließlich überhaupt kein Mensch mehr ernst nimmt? Der politische Dilettantismus, wie ihn Delbrück repräsentirt, ist der ganz legitime Abkömmling des wissenschaftlichen Dilettantismus, für den Karl Marx „überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft“ hat.

Will man die überragende Bedeutung, die Marx auch für die Wissenschaft der Nationalökonomie besitzt (daß er sie besitzt, steht für Jeden, der von

der Nationalökonomie als Wissenschaft überhaupt eine Ahnung hat, natürlich außer Frage; er würde sich einfach lächerlich machen, wenn er es bestritte), in einigen Sätzen zum Ausdruck bringen, so kann man gerade im Anschluß an Das, was ich zuletzt erwähnte, sagen: Er ist es gewesen und ist es heute noch, der durch sein bloßes Dasein die Gefahr abwendet, daß die Nationalökonomie sich in ein wirres Durcheinander von After dinner-Unterhaltungen, in einen seichten Eklektizismus und „Historismus" aufgelöst hat, der dann freilich à la portée de tous gewesen wäre. Er ist gleichsam das wissenschaftliche Gewissen für jeden Jünger der Nationalökonomie geworden; er ist aber auch der Schleifstein, an dem wir unsere Begriffe geschärft haben. Man mußte schließlich merken, daß an ihm vorbei überhaupt kein Weg in unsere Wissenschaft führt. Nationalökonomen, die ihre Ausbildung in den achtziger Jahren und früher erfahren haben, sind allenfalls noch denkbar ohne gründliches Studium von Marx: Jeder, der in den letzten zehn Jahren seine nationalökonomischen Studien gemacht hat und etwas auf seine wissenschaftliche Reputation hielt, ist durch Marx hindurchgegangen, mußte durch ihn hindurchgehen. Die deutlich wahrnehmbare Tendenz zur theoretischen Betrachtungweise in der Nationalökonomie, die die Gegenwart auch in Deutschland kennzeichnet, verdanken wir zum guten Theil Karl Marx und der Nothwendigkeit, sich mit ihm auseinander zu setzen.

Marx zwang zum scharfen Denken und zur systematischen Ineinanderfügung der einzelnen Gedanken; er zwang aber besonders zum strengen kausalen Denken. Dadurch hat er einen weitergehenden Einfluß auf unsere Wissenschaft ausgeübt. Daß jenes saloppe Hin- und Herpendeln zwischen teleologischem und kausalem Denken, zwischen Feststellen wissenschaftlich erkennbarer Zusammenhänge und Aeußerung von Werthurtheilen, wie es namentlich in der deutschen Nationalökonomie eingerissen war, heute mehr und mehr verschwindet, möchte ich ebenfalls zu Marxens Verdiensten zählen.

Aber Marx hat nicht nur bewirkt, daß wir Nationalökonomen uns wieder auf uns besannen, daß wir wieder Wissenschaft treiben, statt Vorgänge zu schildern und Zustände mit dem Zollstock ethischer Werthurtheile zu messen: er hat uns auch die Wege gewiesen, wie die Nationalökonomie der Zukunft zu betreiben sei. Er, hierin von Rodbertus unterstützt, hat uns gezeigt, wie historische Auffassung des Wirthschaftlebens und nationalökonomische Theorie neben einander, mit einander bestehen können. Die „historische Schule" hat nur niedergerissen, Marx hat aufgebaut. Die „historische Schule" konnte nur den Nachweis führen, daß die klassische Nationalökonomie einseitig, unvollständig sei, vermochte aber nichts an deren Stelle zu setzen und ließ uns hilflos in dem Wust der geschichtlichen Einzelthatsachen zurück. Indem Marx mit Bewußtsein die Theorie eines historisch gewordenen Wirthschaftsystemes

schuf, beseitigte er den Konflikt zwischen „Historismus“ und „Klassizismus“ und ebnete den Weg für die Nationalökonomie, die wir Jüngeren alle jetzt betreiben. Mehr noch: er hat uns auch für die Analyse der modernen Volkswirthschaft den Gesichtspunkt angegeben, unter dem sich die Phänomene allein übersichtlich ordnen lassen: den Gesichtspunkt des kapitalistischen Interesses. Dagegen sträuben sich heute noch einige älteren Herren des Faches: in der jüngeren Generation ist mir kein einziger Fall bekannt, daß ein halbwegs relevanter Gelehrter anders die Dinge gruppirte, als es uns Marx gelehrt hat. Und dieser Mann hat überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft!

So ist Marx nicht nur praeceptor Germaniae, sondern der ganzen civilisirten Welt geworden, in der heute Nationalökonomie ernstlich betrieben wird. Das wurde er, obwohl von den einzelnen Lehren, die Marx vertreten hat, vielleicht die meisten vor der wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten können. Die Formulirung, die die „materialistische Geschichtauffassung“ bei Marx erfahren hat, ist übereinstimmend als unzulänglich erkannt, so richtig auch ihr Kern sein mag; das Werthgesetz muß so umgestaltet werden, daß es kaum noch das marxische Werthgesetz ist; die Verelendungtheorie ist durch die Ziffern der Statistik widerlegt; die Konzentrationtheorie hat ein mächtiges Loch, durch das die ganze Landwirthschaft hindurch schlüpft. Daneben bleiben freilich theoretische Einzelleistungen von höchster Bedeutung bestehen, die noch heute unübertroffen sind: der vierte Abschnitt des ersten Bandes seines „Kapital“, in dem die Organisation der Arbeit behandelt wird, der ganze zweite Band, der die Theorie der Cirkulation enthält, die Schrift „Zur Kritik der politischen Oekonomie“, die die Lehre vom Gelde abhandelt, würden allein genügen, Marx einen Ehrenplatz in der Wissenschaft einzuräumen. Von ihrem Inhalt haben natürlich Leute, wie Delbrück, die sich trotzdem dreist als Wortführer der nationalökonomischen Theorie aufspielen, keine Ahnung; sie wissen vielleicht nicht einmal, daß Marx über diese Dinge geschrieben hat. Und auch die Einzellehren, die im marxischen System heute von der Wissenschaft als falsch erkannt sind, haben doch auf den Gang dieser Wissenschaft den größten Einfluß ausgeübt. An sie knüpft die moderne Nationalökonomie an; in ihrer Weiterführung oder Widerlegung hat sie ihre besten Leistungen vollbracht. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß Marx dem Ganzen der Nationalökonomie ein neues Bett gegraben hat, weil er die Welt der Erscheinungen unter neuen, lohnenden Gesichtspunkten ordnen lehrte.

Die Bedeutung, die Marx als Theoretiker für die Wissenschaft besitzt, läßt sich vergleichen mit der Darwins für die beschreibenden Naturwissenschaften. Auch die positiven Lehren Darwins sind heute schon alle stark erschüttert, viele sind als irrthümlich bei Seite geworfen. Trotzdem verdankt die moderne Naturwissenschaft das Beste, was sie hat, Darwin. Und es wird Jahrhunderte

dauern, ehe die Gesammtheit der Phänomene in der belebten Natur unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden wird als dem Darwins. Mir scheint: gerade darin zeigt sich die historische Bedeutung der großen Denker, daß sie für lange Zeit hinaus die Frage richtig stellen. Richtig antworten kann (weil ihm ein Zufall das Ergebniß in den Schoß wirft) gelegentlich auch ein mittelmäßiger Kopf, ja, selbst dem Dilettantismus kann einmal etwas Gescheites einfallen. Richtig fragen können immer nur die ganz Großen, die Männer, die eigentlich gar keinen Platz in der Wissenschaft haben.

Breslau. Professor Dr. Werner Sombart.

Henning von Melsted.

In den meisten Literaturen giebt es Schriftsteller, deren Bücher ausschließlich von Erotik handeln, und wieder andere, die sich zwar nicht minder eifrig mit der Geschlechterliebe beschäftigen, zugleich aber dagegen kämpfen, daß die Verbindung von Mann und Weib nach dem Schema gesellschaftlicher Vorstellungen gestattet oder verboten sein soll. In der norwegischen Literatur — oder an deren Rand — ist Hans Jaeger der Typus eines solchen Schriftstellers, in der schwedischen ist es Henning von Melsted: ein Revolutionär der Erotik. Sechs Jahre sind vergangen, seit er zum ersten Mal auftrat, und doch hat er jetzt schon eine stattliche Bändereihe veröffentlicht, die uns ein klares Bild seiner Persönlichkeit geben.

In seinen beiden ersten Werken, „Georg Dahna“ und „Leo Dahna“, die anonym erschienen, war diese Persönlichkeit noch wenig ausgeprägt; sie suchte erst ihren Weg. Aus den „Novellen in Gesprächsform“ sprach schon ein bis zur Ueberspanntheit heftiger Abscheu vor den offiziellen Urtheilen der Gesellschaft über künstlerische und erotische Verhältnisse. Das Hauptstück der Sammlung, „Der Architekt Christian Rolf“, handelt von der Selbstverachtung, in die ein hochbegabter junger Architekt verfällt, weil er durch ein Zugeständniß an den Geschmack des Publikums durchsetzt, daß sein Entwurf zu einem großen Volkshaus angenommen und mit dem Preis gekrönt wird. Als man in dankbarer Freude an dem Grundriß den Künstler durch ein Festmahl ehren will, kommt er vor Aufregung von Sinnen, überhäuft in seiner Tollheit die Stadtväter mit gräßlichen Schmähungen und muß in eine Irrenanstalt gebracht werden, wo er nur langsam die Gesundheit des Geistes wiedererlangt. Wie sein Wuthausbruch, so wird gegen ihn auch die Wilde Ehe ausgenützt, in der er mit Hildur, seinem guten Genius, lebt. Beide müssen schließlich der „Barbarengesellschaft“ den Rücken kehren und auswandern. Ganz wie einst bei Maurice Barrès, spielen sich nämlich auch

bei Henning von Melsted die Kämpfe und Niederlagen aller besseren Wesen „unter den Augen der Barbaren“ ab.

Ein Jahr danach, 1902, gab Melsted zwei merkwürdige Bücher heraus, in denen seine Eigenart zum ersten Mal mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit sichtbar wurde. Das eine enthält nach einer etwas verschwommenen philosophischen Vorrede zwei moderne Schauspiele, die nicht nach Bühnenwirkung streben — wer weiß, ob sie ihnen versagt bliebe? —, sondern nach psychologischer Entwickelung. Das weitaus bedeutendere der beiden Dramen ist „Stärker als das Leben“, eine schöne, tendenzlose Dichtung, die weniger ein Lebensbild aus dem modernen Stockholm geben als bewegte innere Vorgänge und Geschicke schildern will. Wir sehen die Ehe zwischen einem Mann der Wissenschaft, dem jungen Gelehrten Hugo Sakko, und Helga, einem bescheidenen, reizenden Weibe niederen Standes, dessen Herz eben so reich wie sein Gedankenleben arm ist, einem feinen, seltenen Geschöpf, das, von Vielen begehrt, von Wenigen wahrhaft gewürdigt, Hugo leidenschaftlich liebt und von ihm zärtlich wiedergeliebt wird. Doch sie legt ihm Fesseln an und hemmt ihn in seinem Flug. Seine Ideenwelt ist ihr völlig fremd und er bringt ihr Opfer an Freiheit und Trachten, die ihn zu einem vortrefflichen Gatten, doch minder bedeutenden Manne machen. Mary, eine Studiengenossin Hugos, die nach langen Jahren aus der Fremde heimkehrt und den Kameraden heimlich immer geliebt hat, öffnet ihm die Augen für die seiner Entwickelung schädlichen Wesenseigenschaften Helgas und steckt ihn einen Augenblick mit ihrer Leidenschaft so an, daß er sich einbildet, nur sie zu lieben. Er beschließt, mit Helga zu brechen. Doch ihr, die ohnehin krank ist und in Schmerzen das Bevorstehende ahnt, versetzt der Gedanke an die Trennung den Todesstoß. Nur natürlich, daß Hugo, in überwältigendem Gefühl, so viel besessen, so viel verloren zu haben, an ihrer Leiche zusammenbricht. Nicht ganz so natürlich aber ist, daß er seinem Lebensberuf und Mary entsagt und sich aus Gram über den Verlust der Geliebten aus dem Fenster stürzt. Das zweite Drama, „Gährungen“, bringt uns dem Brennpunkt von Melsteds Schaffen näher. Ein Jüngling und ein Mädchen; Beide empfinden klar, wie mißlich es ist, Liebe für unbegrenzte Dauer zu schwören, und beschließen deshalb, ungetraut neben einander zu leben. Das Schauspiel zeigt alle Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, ihre Vereinsamung und den Kummer, den das Verhältniß den Eltern des Mannes bereitet. Als es den alten, beschränkten Vater an der von ihm selbst verschuldeten Entfremdung des Sohnes verbluten sieht, streckt das junge Paar die Waffen und willigt nach einigen Jahren des Zusammenlebens ein, sich trauen zu lassen. In der Bitterkeit seines Herzens läßt der Dichter diesen Schritt aber unbelohnt. Die Gesellschaft wird durch die Konzession an die Sitte nicht versöhnt und die alten Freunde, die der Vater zur Hochzeit lud, sagen fast ausnahmelos ab.

Die nur aus Gesprächen bestehenden Bücher zeigen weder Melsteds stilistische Kraft noch seine preziöse und prätentiöse Art. Er vermag die ganze Stimmung und Atmosphäre eines Ortes, namentlich Stockholms, wiederzugeben. Er liebt und versteht seine Heimathstadt, wie einzelne der besten Maler Schwedens sie verstehen. Und als Erotiker legt er ihre Lichter, ihren Nebel, ihre Dämmerung, ihre Nacht mit den Sternen und Laternen erotisch aus. Doch nur in seinen größeren Erzählungen kommt diese echte Dichtergabe zu ihrem Recht. Selbst den Fremden aber stößt der erkünstelte Ausdruck des Gedankens ab, das stete Haschen nach Geist, besonders im Briefstil, das freilich einem anerkennenswerthen Drang nach unabhängiger Originalität entstammt, aber dadurch nicht erträglicher wird. Die gedrechselten Briefe seiner Verliebten sind so weitschweifig, erinnern so unangenehm an Abhandlungen, daß sie kaum irgendwo ein Beispiel haben. Da schreibt ein junger Mann an die Geliebte: „Möchten wir doch Vernunft annehmen und nicht gleich bei jeder geknickten Hoffnung dem Leben als einem grausamen Tyrannenspiel fluchen! Möchten wir das Wahre erkennen und selbst dann mit einem Friedenskuß begrüßen, wenn es uns ursprünglich hassenswerth schien. Der Gruß unserer Liebe lasse sie unserer eigenen Seelenschönheit theilhaftig werden. Möchten wir stets nach Erkenntniß ringen! Die beste Widerlegung schmerzlicher Wahrheiten ist der rückhaltlose Wille zum Leben. Eins nur heische ich: daß Du mir gewachsen seist; dies Eine aber ernsthaft.“ Das ist halb dozirt, halb gepredigt; und der häßliche deutsche Schulterminus „Wille zum Leben“, der weder dänisch noch schwedisch ist, scheint dem Leser hier ganz am Platz.

In den Jahren 1902 und 1903 erschienen zwei Romane von Melsted; der erste, „Die Fahrt der Liebe“, ist unschön, aber bedeutender als der andere, „Sturmzeiten“, dem zwei gelungene Frauengestalten den Hauptwerth geben. Die „Fahrt der Liebe“ zeigt uns Melsted, wie er leibt und lebt: als Gourmet und als Revolutionär der Erotik. Frischer, jugendlicher wirkt natürlich der Revolutionär. Und manche poetische Schilderung, manches feine und eigenartige Wort fesselt den Leser. Unleidlich ist nur der Schlußabschnitt. Als der Liebhaber das Verhältniß abbricht, um es dichterisch auszubeuten, als wir merken, daß er sich im Grunde nur auf die Sache eingelassen hat, weil sie ihm einen neuen poetischen Stoff verhieß, da theilen wir die Entrüstung des jungen Weibes, das sich dazu mißbraucht sieht, als „Stoff“ behandelt zu werden. Und alle tiefsinnige Beredsamkeit, womit der Dichter im Buch sein Recht verficht, erweckt Widerwillen, so werthvolles Material sie auch für Psychologie und Aesthetik liefern mag. Höchst bezeichnend lautet einer der Denksprüche des Helden: „Einer Frau zärtliche Briefe schreiben, ist Eins, sie absenden, ein Anderes; denn in dem Augenblick, wo ich einen Brief geschrieben habe, ist er auch schon Manuskript geworden.“ Das ist das

Unglück. In sein Gefühlsleben hat sich die Literatur eingedrängt. Danach wirkt es wie ein angeklebter Schlußzettel, wenn wir lesen, der Literat habe nicht nur sein Manuskript verbrannt, sondern, trotz seinen Theorien, sich für alle Zeit der holden Elsa geschenkt, die dann so völlig bekehrt ist, daß sie ihn zum Dichter ihrer Liebe ernennt.

Wer Henning von Melsted kennen lernen will, muß aber mit dem letzten Roman, den „Sturmzeiten", beginnen. In dem Buch sind weniger Gedanken als in der „Fahrt der Liebe", aber es ist eine feinere Arbeit, ein von Herzen kommendes und gut geschriebenes Werk. Auch diesmal werden freilich allerlei erotische Erfahrungen und Beobachtungen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, vor dem Leser ausgekramt; hinter Alledem aber fühlen wir eine Seele und die Schilderung des Herzensbundes ist vortrefflich. Ein gut beobachteter Zug ist, daß den Erzähler eine vom Mitleid gesteigerte Zärtlichkeit zur Ehe drängt, weil es ihm unerträglich ist, die Zeichen schwindender Jugend bei dem Mädchen, mit dem er aufgewachsen ist und das ihm stets gut war, auftreten zu sehen. Der Gedanke, daß sie ungewürdigt und ungeliebt hinwelken müsse, rührt und schreckt ihn so, daß er sich ihr verbindet.

Henning von Melsted ist erst dreißig Jahr alt. Er hat als Aufrührer sein Feld gefunden, es aber als Künstler noch nicht ganz urbar gemacht.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Gustav Adolf.*)

„Gustav Adolf ist gefallen?"

„Ja; er fiel vor den Preußen, wie er einmal vor Wallensteins Kürassieren fiel. Und diesmal wars meine Schuld; denn er stürzte durch mein Schwedenthum. Ich hatte die Anschauungen meiner Jugend mitgeschleppt, aus den Gedenkreden und den Lehrbüchern. Ich hatte ihn zu groß für die Deutschen gemacht; und ich vergaß, daß sie beim Jubelfest in den neunziger Jahren unseren Gustav Adolf

*) Strindbergs Historiendrama „Gustav Adolf" ist im Berliner Theater aufgeführt worden. Auf einer Bühne, deren unzulängliche Darstellungmittel vor jeder ernsthaften Aufgabe versagen müssen und hier so völlig versagten, daß auch an dem Auge des Willigsten, Geduldigsten die Schwedenhistorie fast ohne jede Wirkung vorüberzog. Ob in günstigerem Kunstklima der groß gedachte Versuch den Sinn deutscher Hörer gewonnen hätte? Ich zweifle; mit all seinen leisen psychologischen Reizen ist das Drama doch werthvoller für die Charakteristik seines Schöpfers als der Zeit, die es modernem Empfinden lebendig zu machen unternahm. Der Dichter sah sein Werk nicht in Berlin; als ihm die Niederlage seines Helden gemeldet wurde, schrieb er die folgenden Sätze, die als der Ausdruck eines Temperamentes auch deutsche Leser interessiren werden.

zu einem fremden Abenteurer reduzirt hatten; ja, die Sozialisten hatten einen Junker in ihm gesehen, der in ihrem Lande nichts zu thun gehabt habe. Wenn ich mir jetzt Gustav Adolf in die Weltgeschichte eingestellt denke, so muß ich gestehen, daß sie Recht haben. Was wir den Dreißigjährigen Krieg nennen, müßte der hundertjährige Krieg heißen, denn er begann 1546, im selben Jahr, da Luther die Waffen des Geistes niederlegte und zur Ruhe einging, und endete 1646 mit den Unterhandlungen zum Westfälischen Frieden. Gustav Adolf kämpft diesen hundertjährigen Krieg zwei Jahre lang mit. Das ist sehr wenig für einen unsterblichen Ruhm und für die Rolle, die unsere schwedische Geschichte ihm in der Weltgeschichte zugewiesen hat."

„Aber die Schweden setzten den Krieg nach Lützen fort."

„Ja, aber ich blieb bei Lützen stehen, denn ich wollte Gustav Adolfs Andenken nicht durch Das trüben, was nachher geschah. Denn hinter Lützen liegt die französische Invasion und die Verherung Deutschlands durch Schweden und Franzosen; und der schwedische Name war seitdem in Deutschland verflucht. Man denke nur: ein Fremdling, der den Erzfeind, den Franzosen, ins Deutsche Reich lockt! Was die Schlacht von Lützen selbst betrifft, so ging ich vorsichtig darüber hinweg, denn sie wurde von den Schweden nicht gewonnen."

„Nicht?"

„Nein; denn der Zweck: Wallenstein zu verhindern, nach Leipzig zu gehen, wurde nicht erreicht; auch nicht Gustav Adolfs Vereinigung mit den Sachsen. Uebrigens hielt Wallenstein das Spiel für gewonnen, als der König matt war, und darum ging er seinen Weg direkt dahin, wo er sein Ziel sah.

Was nun die Deutschen gereizt hat, ist, daß ich unseren König noch größer gemacht habe, als unsere Historiker je geträumt haben, nämlich zu einem Saladin und einem Nathan den Weisen. Ein moderner Berliner sieht nämlich die Sache so: Gustav Adolf war von einem unmäßigen Ehrgeiz und einem mäßigen, aber aufrichtigen religiösen Glauben beseelt. Ihm, der von einer deutschen Mutter geboren und mit einer deutschen Prinzessin verheirathet war, wurde es zu Hause in Schweden etwas zu eng und er wollte in die großen Verhältnisse hinaus. Schon 1624 hatte Gustav Adolf bekanntlich einen Riesenplan fertig. Er wollte alle Feinde Habsburgs sammeln, Frankreich und dessen Bundesgenossen in Italien, England und Holland, und mit ihnen den Krieg in Italien, Bayern, Polen, Spanien und Oesterreich beginnen. Dieser große Plan wurde zu einem gothischen Auszug aus Schweden mit 13000 Mann reduzirt, die von Gegenwind so lange auf dem Wege aufgehalten wurden, daß sie den Proviant aufaßen und Oeland plündern mußten. So stieg Gustav Adolf mit einer Handvoll Leute ans Land, ohne Bundesgenossen, ohne Geld, ohne Proviant, um den Kaiser in Wien abzusetzen. Das findet der Preuße abenteuerlich und etwas lächerlich. Gustav Adolf war auch im Begriff, umzukehren, blieb aber, nachdem er genöthigt worden, von Brandschatzung zu leben, einer milderen Form der Plünderung. Als jedoch keine Aussicht war, das Heer unterhalten zu können, wurde er zu dem den Deutschen unsympathischen Bündniß mit dem Kardinal Richelieu gezwungen, 1631 zu Bärwalde; wodurch er 400000 Livres jährlich erhielt, gegen die Verpflichtung, Neutralität gegen die katholische Liga zu beobachten. Gegen die katholische Liga: Das war ja aber die Losung der Evangelischen Union.

Dieses Manöver ists, das die Stellung des Schweden dem Auge der Deutschen zweideutig erscheinen läßt; und mit Recht. Ich habe es als Schwede zu bemänteln versucht und unseren König ‚genöthigt‘ handeln lassen und seiner Sorglosigkeit bei der Durchsicht des französischen Vertrages die Schuld gegeben. Das kann aber ein Deutscher nicht gutheißen, wenn er nicht dem Gustav Adolf-Verein angehört.

Was meine Charakterschilderung betrifft, so ist sie allen schwedischen Traditionen so treu, daß di ser Gustav Adolf den Deutschen unangenehm ist. Licht, frohgelaunt, galant, aber mit dem Tragoedienzug, der Blutschuld von den Vätern. Durch sie motivire ich auch seine Intimität mit den Generalen, die ihm ja verwandt sind. Ferner kommt dazu das ‚Vergangene, das umgeht‘, ich meine, die Liebesgeschichte mit Margaretha Cabeljau und deren Folgen. Warum sollte ich als dramatischer Dichter ein so bekanntes Ereigniß auslassen? Haben wir nicht in unserer Ritterholmskirche das vasaborgische Grabmal neben dem gustavianischen? Liegt nicht der Grabstein des Kaufmanns Cabeljau noch auf dem Boden dieser Kirche, in der Nähe der Kanzel, oder ist er fortgeschafft? Da nun der Sohn in Wittenberg war, als Student und rector illustris, und die Oratio über den Sieg von Breitenfeld hielt, sah ich für ganz natürlich an, daß er von Neugier getrieben wurde, seinen großen Vater zu sehen, wenigstens inkognito. Das ist ja ein menschlicher Zug, den ich nicht angewendet habe, um Gustav Adolf kleiner zu machen, — im Gegentheil; zumal er unschuldig war, da seine Mutter Margarethas Reiz als Schlinge benutzt haben soll, um ihn vor Ebba zu schützen. Auch in der Episode mit Erich Raalamb bin ich schonend gegen Gustav Adolf vorgegangen. Denn in Wirklichkeit brach der König in Raserei gegen den schwärmerischen Jüngling aus und der Vater Erichs verlor zur Strafe sein Amt. Diese Grausamkeit schien mir dem Goldkönig so unähnlich zu sein, daß ich sie ausließ.

Die Königin, die in Wirklichkeit eine einfältige Person war, habe ich als Dichter zur würdigen Gattin eines großen Mannes gemacht. Die kleinlichen Züge Oxenstjernas, wie Geiz und Härte, habe ich gestrichen. Johan Banér — ein Raubthier —, der am Stärksten im Plündern und Trinken und berühmt namentlich wegen seiner Rückzüge war, habe ich verfeinert, ohne mich zur Apotheose herabzulassen, wie es Snoilsky gethan hat. Horn und Torstensson habe ich in ihrem Ernst und ihrer Würde gelassen; Stenbock und Tott sind Musketiere geblieben und Brahe ist genau, wie er war.

Daß ich Gustav Adolfs Kaisergedanken fortscherzen lasse, müßten Schweden mir hoch anrechnen; denn dem König stieg oft das Blut zu Kopfe, und wenn er sich nur Herzog von Franken tituliren ließ, waren die Deutschen sehr aufgebracht. Die persönliche Tapferkeit Gustav Adolfs habe ich in mehreren Szenen betont. Daß er in der Nacht und am Morgen vor Lützen aufgeregt und nervös war, wird ausführlich in den Geschichtwerken erzählt und ist ganz in der Ordnung. Er ging sogar vor der Schlacht wie außer sich herum und sang Psalmen.

Ich möchte nun die Schweden, die mich beschuldigt haben, ich hätte Gustav Adolf ‚herabgezogen‘, fragen, worin dieses Herabziehen besteht. Wären sie aufrichtig, so würden sie antworten: ‚Weil Sie ihn nicht zu einem Heiligen gemacht haben‘. Aber Ihr glaubt ja an Heilige nicht.“

Stockholm. August Strindberg.

Die Italienerin.

Im Türkenjahr 1683, das mit Blut- und Feuerschrift in der Chronik Oesterreichs eingezeichnet steht, wohnte in Wien eine vornehme Courtisane, eben so berühmt durch ihre wunderbare Schönheit und erlesene Bildung wie berüchtigt durch ihre unerhörte Sittenlosigkeit. Sie war aus Italien gekommen und deshalb hieß man sie die Italienerin, obwohl Niemand ihre wirkliche Heimath wußte; denn sie sprach eben so rein und geläufig Deutsch, Französisch und Spanisch wie Italienisch: ja, man wollte sogar gehört haben, wie im Gespräch mit einem gelehrten Kirchenfürsten die Laute eines klassischen Latein so natürlich, als sei Dies ihre Muttersprache, aus ihrem lächelnden, wohlgeformten Munde kamen. Auch ihr wahrer Familienname war unbekannt; denn der spanisch klingende Name, mit dem sie ihre Briefe in zierlichen und doch energischen Schriftzügen unterschrieb, galt allgemein nicht als ihr wirklicher. Man vermuthete, daß sie diesen verschweige, um die Ehre der hochadeligen Familie, der man sie entsprossen glaubte, nicht durch die Schande zu beflecken, die ihr Lebenswandel ihr zugezogen hatte. Der Glaube an ihre hohe Abkunft gründete sich nur auf ihre Erscheinung und ihr Wesen. Sie sah aus wie eine geborene Königin. Sie war von ungewöhnlich hohem, schlankem und biegsamem Wuchs; von den sich schamhaft öffnenden Knospen geheimnißvollen Glückes, die sich unter dem Flor ihres Gewandes versteckten, wölbte sich die Brust sanft empor und floß mit den in feiner Linie ansteigenden Achseln zu einem Halse zusammen, der, frei und stolz aufschießend wie der Stengel einer Wunderblume, einen Kopf trug, den Niemand zu sehen vermochte, ohne daß ihm das Herz in einer Empfindung klopfte, die halb Entzücken, halb Bangigkeit war. Im Profil war dieser Kopf anzuschauen wie das ernste Sinnbild alles Hehren und Heiligen, das überirdischer Sehnsucht vorschweben mag. Der himmlische Ausdruck der sinnenden Stirn, der unter langen Lidern träumenden Augen, der andächtig schweigenden Lippen zwang den Beschauer auf die Knie, um sein ganzes Leben, niedrige Freude verschmähend, tiefen Gedanken und großen Thaten zu geloben. Wem aber dieser Kopf sein Antlitz zuwandte, wen die in dunklem Goldbraun aufleuchtenden Augen lockend und verspottend zugleich anblickten, wen diese Lippen anlächelten und mit kindlich silberheller Stimme anredeten: Der hätte seine irdische Ehre und ewige Seligkeit für einen einzigen Kuß dieses Mundes hingegeben. Wollte man in Worten zu sagen versuchen, was im Ausdruck ihres Lächelns lag, wenn sie den Eindruck genoß, den ihr Anblick auf Jeden übte, der sie zum ersten Mal sah, man müßte ein Buch schreiben, voll aller Weisheit und Thorheit dieser Welt. Es lag satte Freude in ihrem Lächeln, daß Jeder ihr gehörte, den sie ansah, aber auch böser Spott flimmerte darin über der Menschen Schwäche, die wider ihren Willen in ihr Das anbeten mußten, was sie tief zu verachten wähnten oder vorgaben; doch diese höhnende Schadenfreude verschwamm in dem Ausdruck verzeihender Gnade, mit dem ihr Auge, einem Joche gleich, auf dem entblößten und knechtisch gebeugten Haupt ruhte, dessen Mund sich inbrünstig auf ihre nachlässig gebotene Hand drückte. Diese längliche, von bläulichen Adern durchzogene Hand hatte eine matte Färbung, als hätte der Kuß einer heißeren Sonne sie leise gebräunt. Diese Hand schien nicht, wie gewöhnliche Menschen-

hände, ein Werkzeug des Greifens und Haltens, sondern nur, geschmückt mit Gold und funkelndem Edelgestein, dazu bestimmt zu sein, ihr zu Füßen gelegte Schätze zu berühren und die Huldigung zu empfangen, die ihre vollkommene Schönheit allen Menschen abnöthigte.

Die „Italienerin" war, begleitet von einem schier fürstlichen Gefolge, in Wien eingezogen. Aber ihre sämmtlichen Leute, ihre Läufer und Mohren, Köche und Sänftenträger, Zofen und Pagen, voran die blonde, schmale, noch junge, aber durch die bläulichen Ringe unter den großen, leeren Augen die Anzeichen frühen Welkens verrathende Leibkammerzofe, waren ihrer Herrin offenbar nicht um des reichlichen Soldes willen, sondern wie aus einem tieferen Naturtrieb bis zu völliger Selbstentäußerung unterthan und gehorsam, obwohl die Italienerin sich nicht die geringste Mühe gab, ihre Zuneigung zu erwerben, sondern ihnen gegenüber, als ob sie ihre geborenen Sklaven wären, jeder Laune freien Lauf ließ. Die Nachbarn erzählten sich die wunderlichsten Dinge darüber, wie es in dem kleinen, von einem Garten umgebenen Palast zugehe, in dem die Italienerin wohnte. Sie behaupteten, zuweilen die Schmerzensschreie der Leibzofe zu hören, wenn ihre Gebieterin sie beim Ankleiden schlug, so daß der an einen Bischofsring erinnernde große Reif, den die Italienerin am Zeigefinger ihrer Rechten trug, auf der Stirn des Mädchens eine blutige Spur zurückließ. Sie munkelten von einem jungen hübschen Lakaien, den die Italienerin durch einige Wochen fast allnächtlich in ihr Schlafgemach beschieden habe. Als aber der junge Mensch, ein gluthäugiger Südfranzose, aufgeblasen durch die ihm erwiesene Gunst, anfing, sich zu betragen, als ob er der Herr im Hause wäre, degradirte sie ihn zum Stallknecht und behandelte ihn von diesem Augenblick an, als wäre er ihr ganz fremd. Und der Bursche verließ nicht nur nicht den Dienst, sondern ließ es sich sogar ruhig gefallen, als die Herrin im Zorn über einen nachlässig geschnallten Sattelgurt ihm mit der Reitgerte einen Streich über das tieferröthende Gesicht versetzte. Trotz diesen und anderen Vorfällen hatte die ganze Dienerschaft keinen anderen Gedanken, als mit zitterndem Eifer jeden ihrer Befehle auf den Wink zu erfüllen.

Allabendlich versammelte die Italienerin eine glänzende Gesellschaft in ihrem Hause. Fast alle vornehmen und reichen Herren, welche die Anwesenheit des kaiserlichen Hofes nach Wien zog, fast alle staatlichen, höfischen und militärischen Würdenträger gingen bei ihr aus und ein, speisten an ihrer erlesenen Tafel, genossen den Geist und den Zauber ihrer Unterhaltung und bemühten sich um ihre Huld, wie um die einer Herrscherin. Unter den Gästen der Italienerin gab es Keinen, alt oder jung, schön oder häßlich, begütert oder arm, den das Gerücht nicht eine Zeit lang als ihren begünstigten Liebhaber bezeichnete. Was daran Wahrheit war, was Gespinnst der Phantasie, die sich dieser fremdartigen Erscheinung bemächtigt hatte, wußte Niemand genau; wie denn überhaupt ihre Persönlichkeit, so bekannt sie in der Stadt war, fast Allen ein Geheimniß blieb. Manche schalten sie eine öffentliche Dirne und behaupteten, Jeder könne sie haben, der eine bestimmte, für die damalige Zeit sehr hohe Geldsumme bezahle. Dem aber widersprach ein durch keine noch so schmutzige Lästerung verscheuchbarer Schimmer von Jungfräulichkeit, der die Italienerin umgab; sie konnte in manchen Momenten, wie etwa bei der Messe, der sie mit Vorliebe in

einer kleinen uralten Kirche in der Nähe ihres Hauses beiwohnte, so aussehen, als ob niemals eine unreine Empfindung ihren Busen innen oder außen berührt habe. Auch waren unter ihren ärgsten Lästerern Leute, welche die genannte Summe gewiß bezahlt hätten, wenn der Besitz des schönen Weibes wirklich um diesen Preis zu erkaufen war. Und wenn auch Niemand bezweifelte, daß sie die Mittel zu dem fürstlichen Aufwand, mit dem sie sich umgab, ihrer Schönheit verdankte, so war doch auch augenscheinlich, daß ihre Lebensführung ganz unabhängig von der Freigebigkeit ihrer jeweiligen Verehrer war, unter denen man auch Solche nannte, die wahrscheinlich eher von ihr empfingen als gaben.

Zu allen Zeiten pflegten die Menschen, blind gemacht durch sittliche Entrüstung, zwei im innersten Wesen unterschiedene Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu verwechseln: die Courtisane, die Jeder haben kann, den sie aus irgend einem Grunde haben will, und die sich das Vermögen der von ihr Unterworfenen ganz oder zum Theil als schuldigen Tribut darbringen läßt; und die Dirne, die Jeder haben kann, der den Kaufpreis entrichtet. Die Courtisane ist Herrin, die Dirne Sklavin. Auch die Italienerin fiel dieser Verwechselung zum Opfer. Aber so wenig empfänglich auch der Verstand der Menschen für diesen tiefgehenden Unterschied sein mag, so pflegt ihn ihr Gefühl doch deutlich zu empfinden. Es gelingt ihnen nicht, die Verachtung, die sie für die Dirne hegen, auf die Courtisane zu übertragen. Sie ahnen, allem Vorurtheil zum Trotz, daß sich die Courtisane mit Recht nicht als Waare fühlt, sondern als selbstbewußte, souveraine Persönlichkeit. Diese Ahnung mengt der mit Verachtung verbundenen Begierde, welche die Courtisane erregt, eine Wallung jener Ehrfurcht bei, die den Menschen vor allem Mächtigen beschleicht. In unseren Tagen erschlaffender Männlichkeit ist diese Regung zu einem förmlichen Kultus des Courtisanenideals in Leben und Literatur ausgeartet.

Hierin lag der Grund des Ansehens, dessen die Italienerin, aller schnöden Gerüchte und Nachreden ungeachtet, sich in Wien zu erfreuen hatte, und der Unterthänigkeit ihrer Diener, obwohl Diese besser als Andere wußten, was ihre Herrin war. Das hochmüthige Selbstgefühl, das sie selbst erfüllte, prägte sich in der schlaffen Grazie ihrer Bewegungen und ihres Ganges aus, in der Art, wie sie die Menschen ansah und anredete. Sie pflegte jede Person, mit der sie in Berührung kam, sofern es die Etikette nicht unbedingt verbot, „Du" zu nennen, wie ein ihr untergebenes Geschöpf. Doch war ihr innerlich herrisches Wesen von so viel Kindlichkeit, Heiterkeit und anmuthiger Drolligkeit umhüllt, daß es Niemand verletzte. Ja, hieraus entsprang ein Theil des von ihr ausstrahlenden unwiderstehlichen Zaubers.

Merkwürdiger Weise erstreckte sich dieser Zauber sogar auf das weibliche Geschlecht.

Mochten auch ehrbare ältere Bürgerfrauen ausspucken und ihr Schimpfworte nachmurmeln, wenn sie, in der Sänfte thronend, an ihnen vorbeischwebte, so folgten ihr doch auch Blicke aus Frauenaugen, aus denen nicht nur Neugier, sondern Etwas wie Bewunderung und Neid sprach. Sie sahen in ihr, durch alle Unehre hindurch, in die sie von ihrem schönen Kopf bis zu ihren zierlichen Füßen getaucht war, die Frau, der es gelungen war, die Gebundenheit des weiblichen Loses zu durchbrechen und sich wenigstens in der Freiheit des Liebeslebens den

Männern gleichzustellen. In dem Schauder, den sie ihnen einflößte, war der heimliche Wunsch verborgen, so zu sein wie sie. Der tiefe Eindruck, den sie wenigstens auf einzelne dem weiblichen Geschlecht Angehörige machte, wurde der Italienerin durch ein Erlebniß offenbar, das sogar ihr, für deren erotische Erfahrung auch die lichtscheuesten Falten männlichen und weiblichen Empfindens kein Geheimniß verbargen, etwas Neues und Unerhörtes war.

Eines Abends ließ sich ein Jude bei ihr melden, der manchmal zu ihr kam, um ihr Juwelen, indische Seidenstoffe oder andere Kostbarkeiten zum Kauf anzubieten. Sie ließ ihn vor und fragte ihn, während er den Saum ihres Kleides an die Lippen drückte, was er ihr diesmal bringe. Der Jude, ein noch junger Mann mit blassem, von dunklen Schmachtlocken umrahmtem Antlitz, dessen schwarze, brennende Augen begehrlich auf der Hand der Italienerin ruhten, die nachlässig über die Stuhllehne hing, antwortete mit unsicherer Stimme, daß er diesmal in einer ganz besonderen Sache komme, die er der Dame nur dann mittheilen könne, wenn sie ihm verspreche, ihn nicht mit ihrer Ungnade zu bestrafen. Als sie ihm hierauf zu reden befahl, sagte er, daß er im Auftrag eines der reichsten und angesehensten jüdischen Kaufleute der Stadt komme; dessen Frau sei guter Hoffnung und ganz krank von dem Wunsch, die Schönheit der Italienerin unverhüllt, wie Gott sie geschaffen, anzuschauen. Wenn die Dame geruhe, diese Begierde der Frau zu erfüllen und das Haus ihres Knechtes zu betreten, so werde strengstens vorgesorgt sein, daß kein Auge als das der Frau sie erblicke und Niemand von dem seltsamen Handel erfahre. Dafür biete ihr der Kaufmann außer seinem demüthigen Dank tausend kaiserliche Dukaten. Auf die Frage, wie denn die Frau auf dieses ungewöhnliche Begehren komme, verwies der Jude auf ihren zu wunderlichen Grillen neigenden Zustand und äußerte die Vermuthung, es sei ihr vielleicht darum zu thun, durch ihre Augen die in ihrem Schoß reifende Frucht mit einem Abglanz der unvergleichlichen Schönheit der Dame zu begnaden. Die Italienerin entließ den Juden mit dem Bescheid, sie wolle sich die Sache überlegen. Sie soll die Bitte der Frau in der That erhört, aber die tausend Dukaten ausgeschlagen haben.

Aber die Italienerin beschäftigte nicht nur die Phantasie von Frauen: auch junge Töchter geachteter Bürgerfamilien warteten vor dem Thor ihres Hauses, wenn sie es verließ oder zurückkehrte. Mit gaffenden Augen verschlangen sie ihre Schönheit und vergaßen, den lächelnden Blick, den die Italienerin im Vorbeischreiten den schüchternen Dingern zuwarf, durch einen Gruß zu erwidern. Einmal, als sie eben aus der Sänfte gestiegen war und den Trägern noch einige Befehle gab, fühlte sie plötzlich, wie sich heiße Lippen auf ihre linke Hand, mit der sie ihre Schleppe emporhielt, preßten. Hinabblickend, sah sie in ein Mädchengesicht mit dunkelblauen Augen, die demüthig zu ihr emporschmachteten. Ihre Kleidung verrieth, daß sie aus wohlhabendem Hause war. Sich umwendend, legte die Italienerin die rechte Hand dem Mädchen auf den blonden Scheitel und gab ihm einen liebkosenden Backenstreich, unter dem das gebeugte Haupt erzitterte. Als die Italienerin das Vorgärtchen ihres Palastes durchschritten hatte, sah sie sich, ins Haus tretend, noch einmal um. Das Mädchen verharrte noch immer in der Stellung, in der sie der Italienerin die Hand geküßt und ihre flüchtige Liebkosung empfangen hatte, als ob sie so die dabei empfundene

Seligkeit festhalten könnte. Seit dieser Stunde begegnete die Italienerin täglich dem blonden Mädchen auf ihren Wegen und empfing seinen stummen, scheuen Gruß. Dies bestätigte das hinter ihren Fersen herschleichende Geflüster, daß sie nicht nur Männer, sondern, wie der doppelgeschlechtliche böse Feind, auch Weiber zu berücken suche.

* * *

In den kostbaren Smaragd des Bischofsringes, der an der Rechten der Italienerin glänzte und durch seine massive Größe seltsam von der Kleinheit und Zartheit der Hand abstach, die er schmückte, waren drei griechische Worte eingegraben: Ἔχω, οὐκ ἔχομαι. Ein gelehrter italienischer Kardinal hatte ihr diesen Wahlspruch eines antiken Weisen mitgetheilt und, da er ihr als knappster Ausdruck ihrer eigenen innersten Gesinnung gefiel, ihr den Ring geschenkt, in den er eingeschnitten war. Dieser Spruch, den sie niemals in das weiche Wachs zu drücken vergaß, mit dem sie ihre Briefe verschloß, gab ihrer Persönlichkeit und ihrem Leben das Gepräge.

Nur ein einziges Mal, etwa ein Jahr, nachdem sie sich in Wien niedergelassen hatte, war sie ihm untreu geworden. Wenn sie daran dachte, zuckte Etwas in ihr wie ein Gewissensbiß.

Ursache dieser Sünde wider sich selbst war ein junger Offizier der kaiserlichen Armee, für den sie, als sie ihm eines Tages zufällig auf der Straße begegnete, gleich eine so unbezwingliche Leidenschaft faßte, daß sie die Herrschaft über sich selbst völlig verlor und sich so willenlos, wie nur je ein verliebtes Weib, ganz in die Macht des Geliebten gab. Niemals hatte sie daran gedacht, die Eifersucht ihrer jeweiligen Günstlinge zu schonen; diesmal verbannte sie alle Anbeter aus dem Hause und lebte ausschließlich für den einzigen Gebieter. Arpad von Tökely, so hieß der Mann, an den sich die Italienerin verlor, war adeligen Geblütes und magyarischen Stammes. Wenn es der Natur gefallen hätte, den Lebenskeim, aus dem sie die Italienerin schuf, zum Manne zu entwickeln, so wäre Arpad von Tökely daraus geworden; nur bedurfte er als Mann der raffinirten Geisteskraft nicht, die ihr als Ersatz männlicher Brutalität verliehen war. Vielleicht erklärte eine dunkle Ahnung dieser Wesensgleichheit die Unwiderstehlichkeit der Leidenschaft, welche die Italienerin diesem Mann auslieferte. Sogar körperlich glichen sie einander; in seinen männlichen, kühnen Zügen, namentlich in seinen Augen und in den durch einen Schnurrbart halb verdeckten schöngeformten Lippen, war ein Anflug weiblicher Süße zu verspüren.

Was sich zwischen diesen beiden Menschen abspielte, ist des Erzählens unwerth, denn es war das Nämliche, was sich immer zugetragen hat, so oft eine Courtisane unter die Gewalt der ein Leben lang von ihr mißbrauchten Leidenschaft gerieth. Tökely behandelte sie gut oder schlecht, wies ihm gerade einfiel. Aber bei seinen leidenschaftlichsten und zärtlichsten Worten hatte sie nie das Gefühl, seiner Liebe sicher zu sein. Wenn er Spielschulden gemacht hatte, nahm er ihr die Perlen und Juwelen vom Hals und aus den Ohren und zog ihr die Ringe von den Fingern, als ob nicht nur ihre Person, sondern auch ihr Eigenthum ihm gehöre. Wenn ihn die Eifersucht anfiel — wozu sie ihm nie Grund gab —, beschimpfte und schlug er sie. Aber solches Benehmen steigerte nur ihre

Leidenschaft. Sie wollte ihm allein für immer angehören. Deshalb wollte sie ihr Courtisanenleben aufgeben und ihn heirathen. Als er sie, so willkommen ihm ihr Vermögen zur Bezahlung seiner ihn erdrückenden Schulden gewesen wäre, wegen dieses Vorschlages auslachte, bat und flehte sie mit inbrünstigen Thränen, er möge ihr die Vergangenheit verzeihen und sie zu seinem Weibe erheben, bis er ihr zu schweigen befahl und das Licht auslöschte.

Seinetwegen allein entschloß sie sich, in Wien zu bleiben, als sich die Heeresmassen der Türken durch Ungarn und Steiermark wider Wien heranwälzten, als der Hof die Stadt verließ und die Vorstädte geräumt und auf Befehl Rüdigers von Starhemberg verbrannt wurden. Sie verließ ihren außerhalb der Ringmauern gelegenen kleinen Palast, den ihr ein hochadeliger Anbeter geschenkt hatte, verabschiedete den größten Theil ihres Trosses und zog in eine enge Wohnung inmitten der inneren Stadt Wien. Noch einmal besuchte sie dort ihr Geliebter; dann kam er nicht wieder. Sie schrieb sein Ausbleiben zuerst seinen militärischen Pflichten zu, denn allnächtlich verkündete die Brandröthe, die den Himmel gegen Ungarn zu färbte, das fürchterliche Nahen des Feindes. Da erzählte ihr die blasse Zofe, die trotz ihrer tötlichen Angst vor den Türken bei der Herrin geblieben war, Tökely habe sich mit der einzigen Tochter eines der reichsten wiener Bürger verlobt. Den Namen der Braut wußte das Mädchen nicht. Lange hätten die Eltern, abgeschreckt durch den schlimmen Ruf des Freiers, ihre Zustimmung verweigert; erst in der Aufregung und Rührung des Abschiedes, als die Familie vor den heranziehenden Türkenhorden auf eins ihrer Güter in Mähren flüchtete, sei es Tökely, der in Wien blieb, gelungen, den Eltern das „Ja" zu entreißen.

Die Verzweiflung der Italienerin flammte im ersten Augenblick als Zorn wider ihre unschuldige Zofe auf. Dann schrieb sie einen Brief an Tökely, siegelte ihn mit ihrem Bischofsring und schickte ihn dem Ungetreuen. Er kam uneröffnet zurück. Bitter auflachend, betrachtete sie das Siegel mit dem ruhmredigen Wahlspruch und zerriß den Brief. Sie verschloß sich in ihre Schlafkammer, aß und trank drei Tage nichts, weinte und raste. Die horchende Zofe vernahm, wie sie Tökely mit den rührendsten Worten, als ob er vor ihr stünde, laut anredete und beschwor. Als sie wieder zum Vorschein kam, wollte sie fortreisen; sie sprach davon, nach Venedig zu gehen, wo sie einen Palazzo besaß. Aber es war zu spät. Schon hatte der Türke Wien mit einem ehernen Ring umzingelt. Da wurde die Italienerin ruhig, badete und ließ sich schmücken und begann, einige ihrer früheren vornehmen Freunde, die sich trotz der stürmischen Zeit nach ihrem Befinden erkundigten, zu empfangen. Sie war wie zuvor. Ja, sie schien durch die Seelenleiden, die sie erduldet hatte, noch schöner geworden zu sein.

Die Belagerung Wiens war in vollem Gange. Bis ins Schlafgemach der Italienerin drang das wilde Allahgeheul der anstürmenden Janitscharen, das Kriegsgeschrei der Vertheidiger, das Prasseln der Gewehrsalven und das Donnern der explodirenden Minen. Tag und Nacht erschreckten die dumpfen Schläge der großen Kirchenglocke auch jene Bewohner Wiens, die durch diese Nothzeichen nicht zum Kampf in die durch die Türken gesprengten Breschen der Stadtmauer gerufen wurden.

Eines Abends, zu später Stunde, lag die Italienerin auf ihrem mit einem

Löwenfell bedeckten Ruhebett und las beim Schein einiger Wachskerzen in einem Buch, während ihre Zofe zu ihren Füßen in ihrer Angst um Rettung vor den Türken zu beten schien. Auf einen bewegten Tag, an dem mehrere gefährliche Stürme mit äußerster Anstrengung zurückgeworfen worden waren, war eine unheimlich ruhige Nacht gefolgt. Plötzlich erklang in der lautlosen Stille die Hausglocke. Auf einen Wink ihrer Herrin ging die Zofe, ihre Angst verbergend, hinab, um zu fragen, wer noch so spät Einlaß begehre. Sprachlos vor Aufregung kam sie zurück und es bedurfte wiederholten Befehles, bis sie herausstotterte, Herr von Tökely sei unten und bitte, vorgelassen zu werden. Nach kurzem Stillschweigen, während dessen sich die heftigsten entgegengesetzten Empfindungen und mannichfachsten Gedanken in dem aufgerichteten Kopf der Italienerin kreuzten, gebot sie der Zofe kurz, Herrn von Tökely einzulassen und, so lange er da sei, draußen zu bleiben.

Arpad von Tökely, der alsbald eintrat, war sehr verändert. Quer über die Stirn trug er eine schwarze Binde, unter der einige Blutstropfen hervorgequollen und eingetrocknet waren. Seine Uniform war zerfetzt; sein von Pulverdampf geschwärztes Gesicht war mager geworden und zeigte die Spuren anstrengender Kämpfe, erschöpfender Nachtwachen und sorgenvoller Aufregung. Er schritt, ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, mit einer Bewegung auf die Italienerin zu, als ob er ihre Hand ergreifen wolle. Sie aber, ohne die Stellung, in der sie ihn auf dem Löwenfell erwartet hatte, im Mindesten zu verändern, fragte mit dem gleichgiltigsten Ton, den sie ihrer klopfenden Brust abzwingen konnte, was ihn zu ihr führe. Dabei verwandte sie keinen Blick von seinem Gesicht; sie vermochte nicht zu errathen, was er von ihr wollen könne. Nur empfand sie sofort, daß es ihm um etwas Anderes als um die Wiederanknüpfung des zerrissenen Liebesverhältnisses zu thun war. Er schien zu schwanken, welchen Ton er gegen die Frau, die er so tief beleidigt hatte, wählen sollte; dann sagte er mit gesenkter Stimme, er habe eine Bitte. Er befinde sich in einer furchtbaren Lage, aus der Niemand als sie, wenn sie das Vergangene vergeben und vergessen wolle, ihn vielleicht erretten könne. Um was es sich handle, fragte sie kurz. Um meine Braut, sagte er entschlossen. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihr. Auf solche Kühnheit war sie nicht gefaßt. Ohne ihre Aufforderung abzuwarten, zog er einen Stuhl zu ihrem Ruhebett und setzte sich; er vermied es, sie anzusehen, während ihr Auge festgesogen an seinem Antlitz hing. In kurzen Worten, ohne eine Gemüthsbewegung zu verrathen, erzählte er hierauf, daß seine Braut, als sie mit ihren Eltern vor den Türken nach Mähren flüchtete, einer schweifenden Abtheilung Janitscharen in die Hände gefallen sei. So viel er zu erfahren vermochte, habe die Horde die Eltern niedergemacht, das Mädchen aber als willkommene Beute ins Türkenlager geschleppt, wo sie, wie er von einem Ueberläufer wisse, sich jetzt befinde und ihrer Schönheit wegen von den übrigen Christensklaven abgesondert gefangen gehalten werde.

Während sie ihm zuhörte, bemerkte die Italienerin, daß ihn das Schicksal seiner Braut viel tiefer bekümmere, als er sie merken lassen wollte. Als er schwieg, fragte sie gleichgiltig, was denn sie mit dieser Sache zu thun habe.

Zum ersten Mal sah er ihr voll ins Gesicht. „Du sollst sie retten", sagte er. „Ich?", rief sie beinahe lachend aus; „wie kann ich denn Das?"

„Geh hinaus ins Türkenlager zum Großvezier und bitte sie frei", sagte er fast flüsternd; „Dir kann kein Mann widerstehen, wenn Du willst, auch nicht der Großvezier." Die Italienerin konnte einen Aufschrei der Verblüffung nicht ersticken. Sie ließ die Füße vom Lager sinken und richtete den Oberkörper auf. Eine Minute glaubte sie wirklich, er sei verrückt geworden. Sie gewahrte, daß Tökely eine Thräne unter dem Lid hervorquoll. „Meinst Du Das im Ernst?" fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Ich kanns ja begreifen", sprach er, „wenn Du mich auslachst und fortjagst mit meiner Bitte, aber..." Er hatte einen Appell an ihre Großmuth hinzufügen wollen; er brachte ihn nicht über die Lippen. „So bleibt mir nichts übrig als ein verzweifelter Versuch, ob ich mich mit ein paar verwegenen Kerls zu ihr durchschlagen kann", fuhr er fort und stand auf; „aber das ganze Lager liegt dazwischen!" Offenbar kam ihm jetzt der Gedanke, zu erproben, ob denn von der grenzenlosen Gewalt, die er ehedem über dieses Weib ausgeübt hatte, gar nichts übrig sei. Er warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr mit wortlos flehendem Ausdruck in die Augen. Sie fühlte sich bei der körperlichen Berührung von einem Nachgefühl der Empfindung überrieselt, mit der Tökely sie geknechtet hatte; aber, statt sie zu rühren, weckte Das den Haß in ihr. Zornig hieß sie ihn aufstehen. Er gehorchte, während sie sich an seinem bekümmerten Gesicht weidete. „Du liebst Deine Braut wohl sehr?" fragte sie. Er nickte. Als sie fortfuhr, ihn über den Namen seiner Braut und andere Umstände auszufragen, gab ihm ihr anscheinend erwachendes Interesse neue Hoffnung. „Du kennst sie ja", rief er mit plötzlichem Einfall, „entsinnst Du Dich nicht eines hübschen, blondhaarigen Mädchens, das Dir täglich irgendwo zu begegnen und Dich zu grüßen wußte? Wie oft stand sie an Deinem Hausthor, wenn Du kamst oder gingst! Sie war wie verliebt in Dich. Ihre armen Eltern verboten ihr umsonst, Dir nachzulaufen. Ich glaube, ich habe ihr zuerst nur darum gefallen, weil ich Dich kannte. Arme Grete!" Während er so sprach, strich sich die Italienerin mit der Rechten leise über ihren linken Handrücken, als ob sie dort noch die Gluth jenes Kusses von Mädchenlippen spürte. Die zu ihr aufschmachtenden dunkelblauen Augen erschienen vor ihrer Phantasie. Sie sah Tökely an und preßte ihre Oberzähne so fest auf die Unterlippe, daß diese weiß wurde. Dann befeuchtete sie mit der rosigen Zungenspitze ihre Lippen und sagte: „Ich werde ins Lager zum Großvezier gehen. Verschaffe mir nur die Möglichkeit, hinauszukommen." Sie entzog ihm die Hand, die er in stürmischer Freude zu küssen versuchte. Sie entdeckte in seinem Auge das verstohlene Aufleuchten des Triumphes, daß sie, die stolze Italienerin, obwohl von ihm verrathen, doch noch thun mußte, was er wollte. Sie verabschiedete ihn. „Wenn mich der Großvezier nicht selbst bei sich behält, dann kannst Du Dir übermorgen Deine Braut bei mir abholen", waren ihre letzten Worte. Das häßliche Verziehen des linken Mundwinkels, mit dem sie diese Worte begleitete, entging ihm.

* * *

Schon am zweitnächsten Vormittag, der diesem Abend folgte, erfuhr Arpad von Tökely durch das Gerücht, daß die Italienerin, begleitet von einem türkischen Parlamentär mit weißer Flagge, wohlbehalten aus dem feindlichen Lager in die

Stadt zurückgekehrt sei. Ihrer Schönheit, so erzählte man, sei es gelungen, dem alten Großvezier die Freiheit einer ganzen Schaar gefangener Christenmädchen abzuschmeicheln. Ueberall pries man ihren Heldenmuth und war geneigt, statt sie ihres schändlichen Gewerbes wegen zu verachten, ihre buhlerischen Künste zu segnen und zu bewundern, durch die sie unschuldige christliche Jungfrauen vor einem erbarmungwürdigen Los gerettet hatte.

Tökely benützte den ersten ruhigen Moment, um von der Bresche, wo er den Dienst versah, zur Italienerin zu eilen. Sie empfing ihn auf dem selben Ruhelager wie vorgestern. Neben ihr kniete Tökelys Braut; ihr blondhaariger Kopf lag auf dem Schoß der Italienerin, die mit ihrer linken Hand über ihn hinstrich, als ob sie ihr Schoßhündchen streichle.

Bei Tökelys Eintritt öffnete das Mädchen die Augen, hob den Kopf und empfing, ohne sie zu erwidern, die stürmischen Küsse, mit denen ihr Bräutigam, dem Thränen der Freude über die Wangen liefen, ihr erröthendes Gesicht bedeckte. Als er die Kniende an seine Brust emporheben wollte, sank ihr schlanker Körper, ohne daß sie sich gesträubt hätte, wie durch eigene Schwere alsbald wieder auf den Platz zurück, von dem er ihn fortzunehmen versuchte.

Auf seine sich überstürzenden Fragen, was mit ihren Eltern geschehen sei, wie es ihr ergangen, ob die Türken sie schlecht behandelt hätten, gab sie keine Antwort, als ob sie die Fähigkeit, zu sprechen, verloren hätte. Sie schien sich vor ihrem Bräutigam zu fürchten und ließ, als er sie wieder an die Brust ziehen wollte, ein leises, abwehrendes Wimmern hören. Ihr abgehärmtes, schier durchsichtig gewordenes Gesicht hatte einen angstvollen Ausdruck; ihre weit geöffneten Augen hingen an den geschlossenen Lippen der Italienerin, als ob Diese für sie dem Manne, der sie bedrängte, antworten müsse. Während die Italienerin dieser sonderbaren Szene mit kaum merklichem Lächeln zusah, wickelte sie langsam, in Gedanken, eine Haarsträhne des Mädchens um ihren linken Zeigefinger. „Wie es mir bei den Türken ergangen", sagte sie endlich, „fragt Ihr nicht?" Als Tökely sich entschuldigen wollte, unterbrach sie ihn: „Ihr thut Recht, nicht zu fragen, Herr von Tökely. Alles ist ungefähr so verlaufen, wie Ihrs Euch ja gedacht haben müßt, als Ihr mir dieses bedenkliche Geschäft auftrugt. Hoffentlich habe ich es zu Eurer Zufriedenheit ausgeführt. Seine Excellenz der Großvezier ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Ich mußte ihm schwören, ihm nach Konstantinopel zu folgen, falls es ihm gelingen sollte, Wien zu erobern, woran er nicht zweifelt. Zum Abschied hat er mir diese junge hübsche Sklavin geschenkt. Ich schenke sie Euch, Herr von Tökely!" Und mit einem kurzen Ruck riß sie den auf ihrem Schoß ruhenden Kopf des Mädchens empor.

War es der Schmerz oder eine andere Ursache: diese Worte der Italienerin gaben dem Mädchen die Sprache wieder: „Nein, nein, nein", schrie sie auf, „verschenkt mich nicht, Signora! Ich gehöre Euch, ich bin Eure Sklavin, so lang ich lebe! Verschenkt mich nicht, Signora, bitte, bitte, bitte!" Sie ergriff mit beiden Händen die rechte Hand der Italienerin und ließ ungezählte inbrünstige Küsse rasch auf sie niederregnen. „Dummes Ding", sagte die Italienerin in dem gütigen Ton, mit dem man einem eigensinnigen Kinde zuredet; „dieser schöne Herr ist Dein Bräutigam. Er hat Dich lieb. Er hat mich gebeten, Dich zu befreien und ihm zu bringen; und weil ich alte Verpflichtungen gegen ihn hatte,

habe ichs gethan. Also sei gescheit; weine nicht. Steh auf und geh mit ihm." Aber weder freundliche Worte noch der scharfe Ton, mit dem die Italienerin dem Mädchen schließlich befahl, aufzustehen und Tökely zu folgen, übten auf das sich wie verzweifelt geberdende Geschöpf eine andere Wirkung, als daß sie schluchzend, als ob ihr von ihrem Bräutigam die ungeheuerste Gefahr drohe, fort und fort wiederholte: „Verschenkt mich nicht, Signora, verschenkt mich nicht!" Sie umklammerte mit beiden Armen den Leib der Italienerin und war offenbar entschlossen, sich nur mit Gewalt von dieser Stelle wegreißen zu lassen. In den Zügen der Italienerin erlosch das Lächeln, mit dem sie bisher das Betragen des Mädchens und die steigende Verlegenheit Tökelys betrachtet hatte; sie wickelte ihren Finger aus der Haarsträhne los; ihre dunklen Brauen zogen sich zusammen. „Herr von Tökely", sagte sie streng, „es ist wohl nicht Euer Wunsch, Eure Braut bei mir zu lassen. Ich ersuche Euch ernstlich, sie mit Euch zu nehmen." Tökely näherte sich seiner Braut. Die aber bäumte sich gegen ihn wie eine wilde Katze. „Rührt mich nicht an!" schrie sie; und wieder die Italienerin umfassend, flehte sie: „Laßt mich Eure Sklavin sein, Signora, verschenkt mich nicht, Signora!" Die Italienerin schüttelte den Kopf. „Wenn Ihr Gewalt brauchen wollt, Herr von Tökely", sagte sie: „ich werde Euch nicht hindern." Tökely aber, erglühend vor Scham und Zorn, zuckte die Achseln, verbeugte sich vor der Italienerin und wandte sich dem Ausgang zu.

„Vergeßt nicht, zurückzukommen", rief ihm die Italienerin nach, „wenn dieses starrköpfige kleine Fräulein wieder zur Vernunft gekommen ist. Bei mir kann Eure Braut nicht bleiben."

Während das Mädchen unter Thränen Ergüsse des Dankes und sklavischer Zärtlichkeit in den Schoß der Italienerin stammelte, befeuchtete Diese, die Augen halb schließend, mit ihrer Zungenspitze ihre Lippen, mit einem Ausdruck, als ob sie die betäubende Süße einer auserlesenen Rache genieße.

* * *

So oft der Verzweiflungskampf in der Bresche Tökely eine halbe Stunde freiließ, kam er in den folgenden Wochen in die Wohnung der Italienerin, um seine Braut von ihr zu holen; aber immer mit dem selben Mißerfolg. Das Mädchen erklärte ihm, er sei ihr völlig gleichgiltig, ja, sie hasse ihn und sie würde lieber sterben, als nicht mehr die leibeigene Sklavin der Signora sein, die sie mit Gefahr ihres Lebens den fürchterlichen Türken entrissen habe. Sie sprach von ihr, wie von einem höheren Wesen, mit vor Inbrunst erbebender Stimme und ekstatischen Augen. Sie war ihr die lebendige Verkörperung alles Freien, Süßen, Prächtigen und Geheimnißvollen, das dem Leben den tötlich schönen Reiz verleiht. Dabei veränderte sie sich an Körper und Geist. In ihrem hübschen Kindergesicht, in ihren dunkelblauen Augen begann Etwas zu erwachen, etwas Neues und Fremdes, das die innige Zuneigung, die Tökely bisher für seine Braut empfunden, zu einer Leidenschaft stachelte, wie er sie noch nie gefühlt hatte, so daß ihn die Abweisung, die er, dem noch kein Weib widerstanden, unter den Augen der von ihm weggeworfenen Italienerin erfahren mußte, beinahe von Sinnen brachte. Er behauptete in seiner Raserei, daß sie,

die immer die lächelnde Zeugin seines verzweifelten Werbens war, durch geheime Künste das Herz seiner Braut von ihm abwende. Die Italienerin lachte und ließ Tökely mit dem Mädchen allein. Tökely ließ alle seine Künste spielen: er bat, schmeichelte, flehte und drohte; aber er erreichte nur, daß sie ihn zuerst bemitleidete und ihm schließlich ihre Verachtung kaum verhehlte. Inzwischen wurde die Stadt durch das Reichsheer und die Truppen der polnischen Krone entsetzt und die Türken zogen ab, nachdem sie die noch übrigen christlichen Gefangenen niedergemetzelt hatten.

Seiner selbst kaum mehr mächtig, verklagte endlich Tökely die Italienerin beim erzbischöflichen Gericht, daß sie ihm seine verlobte Braut durch teuflische Hexenkunst entfremdet habe und an sich fessele.

Ein Dominikanermönch erschien bei der Italienerin, um in erzbischöflichem Auftrag festzustellen, welche Wahrheit dieser abenteuerlichen Anklage zu Grunde liegen möge. Die Italienerin merkte, daß die Sache ernst zu werden drohe; auch hatte sie sich an den Qualen und der Demüthigung Tökelys satt geweidet. Daher rief sie das Mädchen vor ihr Angesicht und erklärte ihr, daß sie nun ihr Haus verlassen und dem hochwürdigen Pater dahin folgen müsse, wohin er sie führen werde. Obwohl dem Mädchen fast das Herz brach, war es ihr doch unmöglich, der Italienerin in irgend Etwas nicht zu gehorchen. Sie senkte ergeben, wenn auch leichenblaß, das Haupt. Da streckte ihr die Italienerin, die Hand leicht abwärts biegend, ihren Bischofsring hin, auf dessen Smaragd das Mädchen niederkniend ihren Mund in einem langen saugenden Kuß preßte. Die Italienerin aber drückte ihr, sie fest ansehend, den Stein des Ringes wie ein Siegel auf die weiße Stirn, so daß der Abdruck des Wahlspruches der Italienerin auf der feinen Haut zu sehen war, und flüsterte kaum hörbar: „Du bist mein.“ Dann ging das Mädchen ruhig mit dem Pater.

Einige Tage nachher war die Italienerin aus Wien verschwunden. Aber auch das Mädchen war aus dem Frauenkloster entsprungen, in das man sie gesperrt hatte, um sie von ihrer seltsamen Bezauberung zu heilen. Man verdächtigte den jungen Hebräer, welcher der Italienerin das sonderbare Verlangen der jüdischen Kaufmannsfrau überbracht hatte, dem Mädchen zur Flucht verholfen zu haben, und setzte ihn ins Gefängniß; aber da ihm nicht das Geringste zu beweisen war, mußte man ihn bald wieder freilassen.

— —

Arpad von Tökely sah seine Braut niemals wieder. Erst lange nachher drang ein Gerücht zu ihm, daß sie, nachdem sie die Italienerin Jahre lang als Dienerin oder Freundin begleitet und sich schließlich in Feindschaft von ihr getrennt hatte, selbst eine der gefährlichsten Courtisanen Italiens geworden war.

Hamburg. Alfred Freiherr von Berger.

Anzeigen.

Gedichte von Martin Greif. Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1903.

Ueber Greifs Stellung in der deutschen Dichtkunst ist Neues nicht mehr zu sagen. In seinem Lebenswerk steht ihm heute, Allen sichtbar, das Denkmal. Warum es so spät erst sich abhob vom Grunde der Zeit: Das erklären, hieße, eine Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schreiben. Nachdem vor einem Jahr ein stattlicher Band „Lieder und Mären" erschienen war, liegt heute die siebente Auflage der „Gedichte" vor. Sie unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin in jeder Beziehung vortheilhaft. Das Format ist handlicher geworden, Decke, Druck, Papier stimmen zu einem Bande von vornehm moderner Erscheinung zusammen, der Text ist mit aller philologischen Sorgfalt behandelt, der Inhalt um manches Stück bester Art bereichert. Die merkwürdigen Aenderungen im Text älterer Stücke, die uns die vorige Auflage brachte, sind meist wieder beseitigt. Wo es nicht geschah, liegen wirkliche Verbesserungen vor. Nur für einige Fälle scheint mirs nicht ganz zweifellos. Da es sich um Perlen handelt, möchte ich einladen, mitzuprüfen.

Kurzes Glück.

Schon wird im Feld es stiller
Mit jedem Tag,
Gedämpft sind Lerchentriller
Und Finkenschlag.
Des Laubes frische Helle
Weicht sattem Grün, —
O Frühling, wie so schnelle
Bist Du dahin!

Die neue Ausgabe nennt das Gedicht „Flucht des Frühlings" und schließt es:

O Frühling, wie so schnelle
Vergeht Dein Blühn!

Der abgeänderte Titel beweist, daß die Pointe des Gedichtes in der fein und zart vorbereiteten, plötzlich hervorspringenden Personifikation des fliehenden Frühlings besteht; dieses Zugeständniß wird aber wieder zurückgenommen, der Flüchtling gewaltsam festgehalten, mit dem „Blühn" das Bild der Bewegung aufgegeben und die Vorstellung eines Zustandes erweckt. Der Grund der Aenderung ist zwar ersichtlich, aber ungenügend.

In der Sierra.

Dürftig Wasser der Sierra
Rinnt in den Guadalquivir,
Das Gezack der weißen Gipfel,
Trübt kein Mittagswölkchen mir.

Träumend von Granadas Nächten,
Schwank' ich auf dem müden Thier
Und es bebt von all dem Zauber
Noch das bange Herze mir.

Besser in der Berge Wildniß
Als dort an Sennoras Thür;
Taghell wars in jenen Nächten,
Halb in Schlummer zieh' ich hier.

Der Schluß der ersten Strophe lautet jetzt: „Trübt kein Mittagswölkchen schier". Das „schier" sagt und thut nichts. Das „mir" setzt dagegen den Reiter sofort in seiner vollen Gestalt mitten in die Landschaft, in der er unbedingt vor Beginn der zweiten Strophe bereits sein muß, wenn das Gedicht nicht in zwei Werke auseinanderfallen soll, in das eines Landschaftmalers und das eines Dichters

Das Bild von Alabaster.

„O Vater, o Vater!
Ich weiß ein Bild
Von weißem Albater,
Das Vieles gilt."

„Und wärs auch geringer,
Weis' mal den Stein!"
Da führt er am Finger
Ein Mägdelein.

„Sieh, Vater, die Hände,
Die schneeweißen Knie!
Ohn' Grenzen und Ende
Ich liebe sie."

Nun heißt es:

„Sieh, Vater, die Hände,
Den Hals und das Knie!

Nein, der junge Mann ist kein „gelernter" Dichter, der in wohlerwogener Absicht die schöne Redefigur der pars pro toto bewußt anwendet (wozu sich die Knie überhaupt und ganz besonders in diesem Fall schlecht eignen). Hier ist der Dual wirklich ganz unerläßlich. Denn wie sollte der Entzückte im Strom seiner Empfindung hinter einander drei Substantiva mit ihren Artikeln, jedes von anderem Geschlecht, korrekt hervorbringen? Und was geben die beiden „den" und „das" und das völlig leere „und" gegenüber dem „schneeweißen"? Vergröbert der Hals nicht, statt den weißen Albater noch zu vergeistigen, wie es das „schneeweiß" thut?

Der geneigte Leser, der mir beistimmen will, und der abgeneigte, der mich pietätloser Nörgelei beschuldigt: Beide sollen mir gleich lieb und werth sein, wenn sie dazu beitragen wollen, daß der Dichter selbst recht bald in neuer Auflage entscheide.

Großlichterfelde. Paul Garin.

Der Kampf ums Rosenrothe. Ein Schauspiel in vier Akten von Ernst Hardt. Insel-Verlag. Leipzig 1903.

Es ist ein Drama der starken Menschen, der gut weggekommenen, die Willen gegen Willen zu setzen vermögen. Es sind Adelige, die ihren Kampf

kämpfen, Vater und Sohn, vom Adel der Rasse, denen die Geste der alten Kriegerkaste noch nicht verloren gegangen ist: nichts von der „Müdigkeit" der „aussterbenden Adelsgeschlechter", nur Wille: zum Leben, zur Macht. Der Vater ist einer der ganzen Menschen, deren Wucht Alles niederzwingt, ohne Kampf, ohne Bewußtsein fast des Sieges; und daß er einen adeligen Namen trägt, ist wohlbedachte Absicht und bezeichnet die ganze Haltung seiner Seele. Seine Frau, die Mutter seiner Kinder, ist dieser Wucht ganz erlegen; „sie lebt so nebenbei" und „ist zu Allen so gut." Ob ein Drama diesen Zustand geschaffen hat? Nichts davon klingt in die Gegenwart hinein und man glaubt es nicht: sie ist von anderem Stoff; sie „ist wie ein großes Kind." Aber ihre Kinder haben das Blut des Vaters erhalten, seine Kräfte regen sich in ihnen, und als sie sich auf Ziele richten, die der Vater mißbilligt, hebt der Kampf an, ein furchtbarer Kampf, dem der Dichter die Größe einer modernen Titanenschlacht gegeben hat. Trotz der Einfachheit seines Inhaltes ist es ein Drama der weiten Perspektiven vor seinem Anfang und hinter seinem Ende: Etwas wie die Nothwendigkeit der ewigen Wiederkehr packt uns bei diesem Stoff. Der Kampf der Väter gegen die Söhne ist die Erscheinung aller zu rasch wachsenden Zeiten, wenn die „mächtigen" Väter nicht Zeit haben, ihr Vorurtheil „zu Ungunsten der Kommenden" nachzuprüfen, wenn die Kinder ihr Leben wollen, ihr „Rosenrothes", und nicht das der Eltern, das für sie keinen Glanz mehr hat. In solchen Zeiten meldet sich das neue vierte Gebot, wie es Hardt gefaßt hat: „Du sollst in dem Menschen, der Dein Sohn oder Deine Tochter geworden ist, den Menschen ehren, auf daß es Euch wohlgehe und Ihr glücklich lebet auf Erden." Es gab Zeiten, wo man dies Gebot befolgte — man denke an Montaignes Vater —, und heute beginnt ein verfeinertes Verantwortlichkeitgefühl, den Sinn dafür wieder zu wecken. Die Handlung kurz zu erzählen, ist nicht angängig; nicht, weil sie zu komplizirt wäre: ihr fehlt alle Verschnörkelung und ihre Psychologie ist schlicht und stark. Aber das Beste des Dramas ist die Gluth des Geschehens, ist das Tempo der Empfindung; und diese Eigenschaften würden verloren gehen. Dadurch, daß alle Personen des Schauspieles am selben Konflikt leiden, kommt in das Ganze eine Spannung der Atmosphäre, deren Druck man Wort für Wort zu spüren vermeint, die aber eine reine künstlerische Leistung ist und nur festgestellt, nicht analysirt werden kann. Die Zeit der Handlung ist die Gegenwart und die äußerliche Form ist die des realistischen Dramas: und doch ist Vieles in dem Stück, was es darüber hinaushebt. Die zeitliche Gebundenheit der vier Akte, die Einheitlichkeit der Handlung, die nur einen Konflikt kennt, und auch die Sprache, die die Sprache moderner, aber außerordentlich kultivirter Menschen ist, sind die Anzeichen der Absicht auf eine höhere Stilform. Mir ists das Werk eines geborenen Dramatikers und eines Künstlers.

Florenz. Adolf Gottschewski.

Evangelium und Kirche. Von Alfred Loisy. Autorisirte Ausgabe nach der zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals von Johanna Grière-Becker. München, Kirchheim, 1904.

Wer die Schätze des Katholizismus kennen gelernt hat, wünscht, sie der Menschheit zu erhalten, die ihrer heute vielleicht mehr als je bedarf. Aber diese Schätze liegen

im Gebiete des Gemüthes und der Phantasie, nicht in dem des Intellektes, und wenn ihre Pflege nicht in Aberglauben und Fanatismus ausarten soll, so müssen ihr hellenische Humanität, moderne Wissenschaft und deutsche Kritik korrigirend zur Seite gehen. Pius IX. hat den Einfluß dieser unentbehrlichen Mächte aus der Kirche verbannt und mit Hilfe bigotter Mönche und Nonnen aus dem Katholizismus ein Gemisch von wüstem Aberglauben und weltlichen Herrschaftansprüchen gemacht. Die Auseinandersetzung zwischen diesem Betschwesterkatholizismus und dem vernünftigen Katholizismus, der für alle Zeiten lebensfähig bleiben könnte, ist 1870 durch die bekannten politischen Ereignisse unterbrochen worden, scheint aber jetzt, wo der politische Katholizismus Frankreichs in der Grube liegt, die er Anderen gegraben hat, wieder in Fluß kommen zu sollen. Es wäre ja auch geradezu wunderbar, wenn in einem so geistreichen Volke Keiner mehr aufstünde, den Geist der Chateaubriand, Lacordaire, Montalembert wieder zu erwecken, die vor zwei bis drei Menschenaltern den auch damals in Frankreich toten Katholizismus wiederbelebt haben. Ein schönes Buch eines der französischen Reformkatholiken liegt uns jetzt in einer guten deutschen Uebersetzung vor: Loisys „Evangelium und Kirche". Alfred Loisy stellt der durch das „Wesen des Christenthumes" von Harnack vertretenen protestantischen Leere die katholische Fülle gegenüber. Er nimmt die Hauptergebnisse der protestantischen Bibelkritik an und läßt Dogma, Kirchenverfassung und Kultus als Produkte der historischen Entwickelung entstehen; aber er faßt diese Produkte nicht als eine aus fremden Substanzen gewobene Hülle auf, die das Christenthum umschlossen, sein Wesen verborgen und erstickt hätte, sondern als Theile des Baumes, die, allerdings unter der Einwirkung fremder Einflüsse, aus dem von Christus gepflanzten Keim sich organisch entwickelt haben. In dem Versuch, modern katholischen Aberglauben als harmlose Frömmigkeitpflege zu rechtfertigen und weltliche Herrschaftgelüste der Kurie als nicht vorhanden nachzuweisen, geht er zu weit; aber das Erste läßt sich mit seiner Nationalität, das Zweite mit seiner Lage entschuldigen. Jedenfalls zeigt er den einzigen gangbaren Weg, auf dem die katholische Kirche aus dem Elend herausfinden kann, in das sie romanische Unwissenheit und Bigotterie und klerikale Herrschsucht gestürzt haben. In der Kölnischen Zeitung las ich neulich, daß der Abbé Loisy Professor an der katholischen Hochschule für Theologie in Paris war, daß ihm der Erzbischof von Paris die venia legendi entzog, daß er dann Lehrer an einer Staatsschule, der École des Hautes Études wurde, daß aber der Erzbischof seinen Seminaristen auch den Besuch der dortigen Vorlesungen Loisys verbot und daß den klerikalen Buchhändlern die Weisung zugegangen ist, Loisys Schriften aus ihren Auslagen zu entfernen. Privatim erfahre ich, daß diese Weisung auch von den katholischen Buchhändlern Deutschlands befolgt wird. Unsere klugen Centrumsführer haben jetzt zu entscheiden, ob sie sich den Totengräbern oder den Wiederbelebern anschließen wollen. Die politische Lebenskraft, die der deutsche Katholizismus den bekannten geschichtlichen Vorgängen verdankt, verbürgt nicht im Mindesten seine zukünftige geistige Lebensfähigkeit.

Neisse. Karl Jentsch.

Die neuste Aera.

Zum elften Januar ist von der Diskontogesellschaft die Generalversammlung einberufen, in der die Erhöhung des Kapitals um 20 Millionen Mark sanktionirt werden soll. Das ist das Denkmal, das dem toten Hansemann errichtet wird. Ein Denkmal nach der Mode, die man allmählich satt bekommt. Nicht um eine Mark sind die Kurse gestiegen, als die Botschaft aus dem rothen Hause Unter den Linden kam. Man gewöhnt sich eben an Alles; und die vielen Millionenerhöhungen haben den Reiz der Seltenheit verloren. Während der letzten Wochen des vorigen Jahres erlebte Deutschland alle erdenklichen Verschmelzungen und Erweiterungen von Banken. Große und kleine Aktienbanken, Privatfirmen: Das wirbelte nur so durcheinander. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Für die Anwälte und Notare wars eine gute Erntezeit. Dabei ein hastiger Eifer, als studirte ein Jongleur seine Kugelspiele für die Oeffentlichkeit ein. Besonders sichtbar wurde diese Eilsucht durch die verblüffende Geschwindigkeit, womit die Kölnische Wechsler- und Kommission-Bank zuerst in den Concern der Dresdener Bank und dann, als die Dresdenerin das Joch der Ehe mit Schaaffhausen auf sich genommen hatte und auf andere Liaisons im Westfälischen wohl oder übel verzichten mußte, in den Concern der Diskontogesellschaft geworfen wurde. Da rede noch Einer von lange vorbedachten, weitausschauenden Plänen! Stiller Neid und ein brennendes Rachegefühl haben manchem megalomanischen Trachten ins Leben geholfen. Etliche falsche Starts: dann schoß die wilde, verwegene Jagd nach dem Rekord stracks auf das Ziel los, an dem die „Ueberbank" möglich schien. Das Wettrennen wurde mit dem selben Interesse beobachtet wie irgend ein anderes Sportereigniß. Dabei wandten sich die Blicke naturgemäß den alten Favorits zu, die diesmal nicht an der Tete waren. Einzelne dieser besser klassirten Banken fühlten sich in ihrem Stolz gekränkt und gaben Extravorstellungen, um einem hohen Adel und p. t. Publiko zu zeigen, daß auch sie nicht von Pappe seien, trotzdem man sie überrumpelt habe. Die erhoffte Wirkung blieb natürlich aus. Die Deutsche Bank aber, die es am Meisten anging, that, als ob sie von dem Lärm gar nichts merke, und wandelte äußerlich unbewegt ihre gewohnte Bahn. Das war jedenfalls das Klügste und Vornehmste. Ihr Ruf hat nicht darunter gelitten, daß sie verschmähte, in den Wirbel hineinzuspringen, der unsere Finanzwelt plötzlich gepackt hatte und wie toll umhertrieb.

Alles, was ist, ist vernünftig. So hat es denn auch der „Aera" der Bankenfusionen an Lobrednern nicht gefehlt, die uns den tiefen volkswirthschaftlichen Sinn dieser Großthaten enträthselten und Deutschland als ein glückliches Reich priesen, das auch auf diesem Felde im rechten Augenblick die rechten Männer gefunden habe. Dem Publikum, dem tagaus, tagein von den Früchten der „Aera" vorgeschwatzt wurde, ist nicht zu verdenken, daß es sich leicht zu diesem Flug der hohen Meinung bekehren ließ. So leicht, daß es sehr bald den Respekt vor den großen Ziffern verlor und das Allerneuste wie etwas Selbstverständliches hinnahm, als einen Fortschritt, der eigentlich längst gemacht werden mußte. Ungefähr wie den Uebergang vom Dampf zur Elektrizität. Doch vergebens sucht man nach einer triftigen Begründung des Weisheitspruches, der mit den Bankenfusionen ein neues Zeitalter beginnen läßt. Eine neue Mode ists, keine neue

Epoche. Und die Mode erinnert bedenklich an die Reifröcke, mit denen das dritte französische Kaiserreich sich aufbauschte, ehe es zusammenklappte. Bei uns hat man in der letzten Zeit ja fast vergessen, daß es im deutschen Wirthschaftleben außer den Banken noch andere wichtige Faktoren giebt. Das Auge blieb in die Behrenstraße gebannt, wo des Hokuspokus kein Ende war. Die Banken und immer wieder die Banken! Zu meinen Bekannten zählte ich einst einen Mann, der allerlei vortreffliche Eigenschaften hatte, mir aber in einem Punkt stets ein Räthsel blieb: ich konnte niemals feststellen, wer seine reine Hemden trage. Aehnlich ist es mir in den letzten Wochen mit der deutschen Finanzwirthschaft ergangen, als mir die Bankenwäsche vor den Augen flimmerte. Die Frage wurde fast schon zur fixen Idee, sie ließ sich nicht verscheuchen und verdarb mir die Weihnachtfreude. Höchste Zeit, mit diesem Unfug abzurechnen.

So lange unsere Großbanken sich daran genügen ließen, mit der ökonomischen Entwickelung des Reiches Schritt zu halten, so lange sie das Aufsaugen kleiner Institute und Bankgeschäfte maßvoll und in gemächlichem Tempo betrieben, etwa wie ein Baumstamm die Lebenssäfte aus dem Boden zieht, um wachsen zu können: so lange durfte man ihr Gedeihen mit dem freudigen Gefühl begleiten, daß sie im Riesenorganismus unserer Volks- und Finanzwirthschaft ihren Platz ausfüllten und mit ihrer Funktion nicht nur sich selbst, sondern auch dem Lande nützten. Da hatte denn Deutschland auch allen Grund, auf seine großen Banken stolz zu sein. Die tolle Mode dieses Winters aber, die Sucht, statt organischen Wachsthumes Kapitalverwässerungen anzustreben, kann die deutschen Großbanken in Verruf bringen. Wir sehen persönliche Motive, aber keine Persönlichkeiten. Früher ragten einige Männer um Haupteslänge hervor, starke Naturen, die selbst nicht zu kurz kamen und doch stets an die Sache dachten. Jetzt fehlen solche Gestalten, die ihren Instituten den Stempel der eigenen Individualität aufprägen, und überall drängt und schiebt das kleinlich Persönliche sich in den Vordergrund. Nur keine Dithyramben! Die „Aera" der Bankenfusionen befriedigt durchaus kein dringendes Bedürfniß der modernen Wirthschaft. Das behaupten nur die Hofpoeten, die das neue Regime so schwungvoll besingen. Was jetzt geschieht, dient nur den privaten Sondergelüsten eines Häufleins minder Begnadeter, die eine Leiter brauchen, um höher hinauf klettern zu können. Nur durch ein zerbrechliches Phrasengerüst läßt sich ein Zusammenhang zwischen den Bankenfusionen und dem Syndizirungstreben der Industrie konstruiren. Als façon de parler mag es hingehen, daß man beide Erscheinungen in einem Athemzuge behandelt; wer sie im Ernst neben einander stellt, ist ein Thor oder ein Windmacher. Schon das vorhin erwähnte Beispiel der Kölnischen Wechsler- und Kommission-Bank lehrt ja, daß diese Fusionen nicht immer auf natürlichem Wege aus den Verhältnissen hervorgehen. Man reiße aus einem industriellen Verband ein noch so unscheinbares Partikelchen los: und der ganze Leib wird von krampfigen Zuckungen ergriffen werden. Die industriellen Syndikate haben ermöglicht, was vor ihnen und ohne sie ganz unmöglich war: eine gesunde Regelung der Produktion und der Preise. Oft hatte mans vorher mit bloßen Verabredungen versucht, — stets vergebens, trotz allem Aufwand an Feierlichkeit. Das Syndikat ist und bleibt die ultima ratio der Industrie. Welches Geschäft aber könnten zwei selbständige Banken nicht ge-

meinsam machen, ohne daß die Einheitlichkeit der Aktion darunter litte? Noch in keinem einzigen Fall ist eins der üblichen Konsortialgeschäfte an der Unzulänglichkeit der Konsortialmethode gescheitert. Man darf sogar behaupten, daß gerade diese Art, Geschäfte zu unternehmen, auf die Kapitalisten einen guten Eindruck gemacht hat; die Leute sagten sich eben: Je mehr Pathen, um so größer die Zuverlässigkeit, um so werthvoller die moralische Bürgschaft. Diese Möglichkeit wird durch die Lust am Fusioniren eingeschränkt, denn die Fusionen vermindern die verfügbare Zahl der Garanten. Wenn sich früher die Dresdener Bank mit dem Schaaffhausener Bankverein zu einem einzelnen Geschäft verband, so war die Emission von zwei angesehenen Instituten empfohlen und geschützt, von denen jedes auf eigenen starken Füßen stand. Jetzt bürgt für eine Gründung von Dresdener und Schaaffhausen nur ein Unternehmen, das wahrscheinlich nie entstanden wäre, wenn beide Theile sich nicht zu schwach gefühlt hätten, um allein den Kampf ums Dasein weiterzuwagen. Die bewährte Methode des Konsortialgeschäftes wird aber durch die neue Manie noch nach anderer Richtung geschädigt. Die Folge der Fusionirungen ist die Blähung der einzelnen Gruppen; und dadurch werden alte Gegensätze verschärft und neue geschaffen. Wer etwa bezweifelt, daß zwischen so erhabenen Gebilden der Kultur, wie es die großen Aktienbanken sind, Gehässigkeit und schroffe Antipathien überhaupt vorkommen können, braucht nur daran zu denken, daß neulich der Direktor Kornfeld aus Budapest nach Berlin berufen werden mußte, um als Unterhändler zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft zu fungiren, zwischen Banken also, die so nah benachbart sind, daß sich die Direktoren fast vom Fenster aus unterhalten könnten. Und selbst diesem Spezialgesandten, der mit allen Salben geschmiert ist und den noch kein Minister jemals mit einem Nein entließ, gelang es nicht, zwischen Kanonier- und Charlottenstraße eine Brücke zu schlagen. Ganz sicher werden diese Antagonismen jetzt noch ärger werden. Das industrielle Syndikat legt dem Einzelnen Beschränkungen auf und dient zu versöhnlichem Ausgleich; die Bankenfusionen führen in die Regionen maßlosen Größenwahnes. Selbst so markige Individualitäten wie Thyssen, Haniel und Stinnes haben sich, um das Syndikat nicht zu hindern, unter die Zuchtruthe gestellt und der Gemeinschaft Opfer gebracht. Die Regisseure der Bankenfusionen träumen nur von Machterweiterungen, denken zunächst nur an ihre liebe Person. Auch der Industrie werden diese Fusionen nicht nützen. Der Industrielle konnte sein Geldbedürfniß leichter befriedigen, als das Bankenkapital noch nicht so konzentrirt war, wie es künftig sein soll und wird. Lokale Zugehörigkeit wird, nicht zum Vortheil der Industrie, allmählich den Rücksichten der Centralstelle untergeordnet werden, die vielleicht allzu eifrig streben wird, die ganze Welt zu umspannen. Und während die industriellen Syndikate geeignet sind, wirthschaftlichen Krisen vorzubeugen oder sie doch zu mildern, kann aus den Bankenfusionen in Krisenzeiten eine nicht zu unterschätzende Gefahr erwachsen. Die Unruhe des Publikums wird in solchen Zeiten um so größer sein, je weniger selbständige Kreditinstitute vorhanden sind. Ein Run könnte dann furchtbare Wirkungen haben. Für Kreditentziehungen gäbe es nicht so schnell wie heute Ersatz. Die Banken sind die Kanäle, durch die dem Handel und Gewerbe die Volksersparnisse zugeführt werden. Je mehr solcher Kanäle, um so besser. Auch für das Gemeinwohl ist also von den Bankenfusionen nichts Ersprießliches zu hoffen. Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.